GODOI

Friedensfürst

Walter Scott's sämmtliche Werke.

Neu übersetzt.

Ein und fünfzigster Band.

Leben von Napoleon Buonaparte.

Siebenzehnter Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1827.

Leben von Napoleon Buonaparte,

Kaiser von Frankreich,

mit einer Uebersicht der französischen Revolution.

Von

Walter Scott.

Aus dem Englischen übersetzt
von
General J. v. Theobald.

Siebenzehnter Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1827.

Erstes Kapitel.

Leben von Napoleon Buonaparte.

Die Finanzoperationen Napoleon's waren diejenigen, über die sich die Franzosen am meisten beklagten, wie dann dieser Gegenstand überhaupt in allen Ländern leicht zu Beschwerden Anlaß gibt. Das französische Volk mußte schwere Abgaben entrichten, zur Bestreitung des aus vielen Ursachen sehr beträchtlichen Aufwandes der Regierung; und obgleich Buonaparte Allem aufbot, um die Last seiner unaufhörlichen Kriege auf die von ihm überzogenen oder unterjochten Länder zu wälzen, so zog er doch aus den fremden Ländern, die zunächst durch den Krieg litten, keine solchen Einkünfte, daß er nicht noch überdies den Ertrag der französischen Industrie gar sehr hätte in Anspruch nehmen müssen. Allein der Boden Frankreichs ist so ergiebig, seine Hülfsquellen, die Geduld und die Thätigkeit seiner Einwohner sind so groß, daß, wenn es auch nicht auf einmal die großen Kapitale, die sich in England mittelst des

Kredits erheben lassen, aufzubringen vermag, es doch die Last bedeutender Abgaben weit länger und mit wenigerem Nachtheile tragen kann. Der Ackerbau hatte sich in Frankreich durch die Zerschlagung der großen Ländereien in kleinere, und durch die Abschaffung der Feudallasten bedeutend gehoben, und war, ungeachtet der Kriegssteuern und der noch bei weitem schlimmern Konskription, in einem blühenden Zustande. Unter einer festen und gesicherten, wenn schon strengen und despotischen Regierung war das Eigenthum geschützt, und der Ackerbau erhielt die beste Aufmunterung dadurch, daß der Landmann darauf rechnen durfte, die Saat, die er ausgesät, auch zu ernten.

Anders stand es mit dem Handel, der durch den so langwierigen und mit so vieler Erbitterung geführten Seekrieg sehr gelitten hatte, und durch das von Buonaparte so hartnäckig behauptete Kontinentalsystem fast gänzlich vernichtet worden war. Dieses System war freilich das Werkzeug, mit welchem er den englischen Handel mit der Zeit gänzlich zu Grunde zu richten hoffte; allein Frankreich hatte vorderhand nur Schaden davon, in seinen Seehäfen sah man nur noch Küstenfahrzeuge und Fischerboote, und der Handel von Marseille, Bordeaux, Nantes und andern großen Handelsstädten hatte beinahe ganz aufgehört. Die Regierung des Kaisers war daher in diesen Städten nicht beliebt, und obgleich

die Bewohner, von den Spähern eines eifersüchtigen und wachsamen Despotismus belauscht, schwiegen, so konnten sie doch ihr Mißvergnügen über den gegenwärtigen Stand der Dinge nicht ganz verbergen.

Auf der andern Seite waren die Kapitalisten, die große Summen in den öffentlichen Fonds stehen hatten, oder sich mit den sehr einträglichen Lieferungen für die großen Armeen Napoleons befaßten, so wie die vielen und einflußreichen Personen, denen die Eintreibung und Verwendung der öffentlichen Gelder, ein gar nicht undankbares Geschäft oblag, nothwendig einer Regierung ergeben, unter welcher, troz der scharfen Aufsicht des Kaisers, sich oft ein ungeheurer Gewinn machen ließ, troz der bedeutenden Summe, welche die Unternehmer an ihre Gönner, die Minister oder Generale, als einen gebührenden Antheil an der Beute zu entrichten hatten. Wenn schon ein guter Haushälter und vortrefflicher Rechner, scheint doch Napoleon, auch bei dem besten Willen, nicht im Stande gewesen zu seyn, diesen Unterschleifen der von ihm betrauten Gewalthaber ein Ende zu machen. Auf St. Helena sprach er oft von der Feilheit und Bestechlichkeit solcher Männer, obschon er deßwegen kein Bedenken getragen hatte, von ihren Talenten Gebrauch zu machen. Fouché, Talleyrand und Andere werden von ihm in dieser Hinsicht bezüchtigt. Da wir aber wissen, wie lange

und wie oft er sich dieser Staatsmänner bedient hat, so müssen wir annehmen, daß, wie er auch über ihren Menschenwerth denken mochte, er doch Unterschleife duldete, nur um von ihren Fähigkeiten Nutzen ziehen zu können. Selbst wenn dergleichen Kniffe wegen ihrer Frechheit gerügt werden mußten, that Napoleon dies auf eine Art, die weder von seiner Seite einen feinen moralischen Sinn, noch den festen Willen verrieth, durch strenge Maßregeln dergleichen für die Zukunft abzustellen. Wir schließen dieses aus der folgenden Anekdote, die er dem Grafen Las-Cases mitgetheilt hat.

Von seinen Generalen sprechend und die Uneigennützigkeit einiger derselben preisend, nannte er Massena, Augereau, Brune und Andere die ärgsten Räuber. Der erste von diesen Generalen hatte es einmal so arg getrieben, daß dem Kaiser die Geduld ausging. Man höre nun, wie er ihn dafür bestrafte: Er nahm ihm nicht das Kommando ab, dessen er sich durch seine Raubsucht unwürdig gemacht hatte — er ließ den Räuber nicht durch einen richterlichen Spruch zur Herausgabe des geraubten Gutes und zum Wiederersaz desselben an die Beraubten anhalten — er stellte, um den General zu belehren, daß er zu weit gegangen sey, einen Wechsel von zwei bis drei Millionen Franken auf dessen Bankier aus, der auf Massena's Rechnung an den Aussteller bezahlt werden mußte. Dies war eine große Verlegenheit

für den Bankier, der es nicht wagen durfte, sich dem kaiserlichen Befehle zu widersetzen, und doch Bedenken trug, den Wechsel ohne alle Vollmacht von seinem Principal zu honoriren. „Zahlen Sie immerhin," war des Kaisers Antwort, „mag es Massena auf seine Gefahr wagen, seine Genehmigung zu verweigern." Das Geld ward sofort bezahlt und Massena hütete sich wohl, etwas dagegen einzuwenden. Dies hieß nicht einen Unterschleif bestrafen, sondern an dem Ertrage desselben Theil nehmen, und hat viel Aehnlichkeit mit dem Stückchen, das uns Le Sage von einem spanischen Staatsminister erzählt, der von den Geschenken, womit man seinen Sekretär bestach, einen Theil für sich verlangte.

Auf gleiche Weise erhielt Junot, der nach seiner Rückkehr von Portugal durch sein Prunken mit Diamanten und andern Dingen von Werth, die er in diesem bedrängten Lande erpreßt hatte, großes Aergerniß gab, einen freundlichen Wink, vorsichtiger zu seyn. Und doch ward derselbe, troz seiner offenkundigen Raubsucht, unmittelbar darauf als Gouverneur nach Illyrien geschickt.

Aus einer andern Aeußerung des Kaisers wissen wir, daß ihm sein Staatsrath als Aufsichtsbehörde über die Verwendung der öffentlichen Gelder die trefflichsten Dienste leistete. Das Verfahren dieser Sternkammer und die Furcht, vor den Großrichter gestellt zu werden, vermochte die Schuldigen in den

meisten Fällen zu einem Vergleich; und wenn sie eine, zwei oder drei Millionen wieder von sich gaben, so füllte sich der Staatsschaz und dem Gesetze geschah nach Napoleon's Ansicht ein Genüge *). Die Wahrheit ist, daß Buonaparte, ob er gleich für seine Person auf den Reichthum keinen Werth legte, in der Habsucht, die im Grunde doch weiter nichts, als eine Art von schmuziger Herrschsucht ist, die mächtigste Triebfeder gemeiner Seelen erkannte, und daß er eben darum das Gold gegen diejenigen, die darauf erpicht waren, nicht sparte, so lange sie ihm in der Behauptung seiner unumschränkten Macht nüzlich seyn konnten. In einem Lande, wo die öffentliche wie die häusliche Noth es Manchem möglich gemacht hatte, durch den Handel mit Staatspapieren und durch Wucher ein großes Vermögen zu erwerben, mußte sich bald ein Geldinteresse ganz eigener Art bilden, dessen Hoffnungen begreiflicherweise auf dem bewunderungswürdigen Herrscher beruhten, der durch seine riesenhaften Entwürfe der Spekulation stets neue Bahnen eröffnete und durch seine unerreichten Talente das Mittel gefunden zu haben schien, die schwierigsten Unternehmungen mit dem glücklichsten Erfolge zu krönen.

Der Gedanke liegt nahe genug, daß das Interesse der Industrie durch dieselben ungünstigen Umstäude,

*) Las-Cases, Tom. I. partie 2de, p, 270.

die den Handel beengten, in Frankreich nothwendig auch leiden mußte. Da die Einfuhr aufhörte, so konnten die französichen Produkte, die des Bodens wie der Industrie, nicht länger begehrt und folglich auch nicht ausgeführt werden. Es zeigte sich dies auch wirklich, und die Produktion derjenigen Ausfuhrartikel, welche die Franzosen gegen englische Waaren einzutauschen gewohnt waren, nahm bedeutend ab. Obgleich es aber solchergestalt an dem wahren Reiz zur Produktion fehlte, so hatte Napoleon an die Stelle desselben einen künstlichen gesezt, der einigermaßen dessen Stelle vertrat. Wir müssen hier bemerken, daß Napoleon, der für seine Person sehr genügsam war, doch von der Nationalwirthschaft nichts verstand. Er kam nie zu der praktischen Ueberzeugung, daß ein liberales Handelssystem eine großartige Wirkung hervorbringt, dadurch, daß es die Gegenstände des Tauschhandels in einem weiten Kreise verbreitet und jedem Lande eine Fülle von Natur- oder Kunsterzeugnissen um den geringsten Preis verschafft. Er verfuhr vielmehr gegen den brittischen Handel wie ein General, der einer belagerten Stadt das Trinkwasser abschneidet. Er ging damit um, denselben ganz zu vernichten und die brittischen Waaren durch Surrogate zu ersetzen, wie Frankreich sie liefern konnte. Daher die künstliche Aufmunterung der französischen Fabriken, nicht durch die gesteigerte Nachfrage des eigenen Landes, sondern durch Ver-

günstigungen und Verbote, womit man sie beschüzte. Daher die unermüdlichen Versuche, eine Art von Zucker aus verschiedenen Stoffen, besonders aus Runkelrüben zu bereiten. Buonaparte legte so großen Werth auf diese unnatürlichen Versuche, daß er ein Stück dieses neuen Fabrikats, das man mit viel Zeit und Mühe an Güte dem gewöhnlichen Hutzucker nahe gebracht hatte, in einem gläsernen Behältniß über dem kaiserlichen Mantelkasten aufbewahren und ein oder zwei Pfunde von sehr raffinirtem Runkelrübenzucker an fremde Höfe versenden ließ, um zu zeigen, durch welche Mittel Napoleon seine Unterthanen für das, was sie durch das Kontinentalsystem leiden mußten, zu entschädigen suche. Durch nichts konnte man dem Kaiser mehr schmeicheln und sich in Gunst bei ihm setzen, als wenn man eifrig diese Absichten zu befördern schien; einer seiner Generale, der bei dem Kaiser nicht gut angeschrieben stand, soll sich wieder dadurch in seine Gunst gesezt haben, daß er sein ganzes Landgut mit Runkelrüben bepflanzte. In diesen und andern ähnlichen Fällen nahm Napoleon, in seinem Eifer, dasjenige zu erzielen, was ein Gegenstand der Nachfrage war, ganz keine Rücksicht auf das, was ein Fabrikant zuerst bedenkt, ehe er sich in eine Unternehmung einläßt — nicht auf die Produktionskosten, nicht auf den Preis, um welchen das Fabrikat gegeben werden, nicht auf den Markt, wo es Abnehmer finden konnte. Um die Fabrikation

von Baumwollenzeugen und anderer Waaren, die an die Stelle der englischen treten sollten, aufzumuntern, verfuhr man nach demselben illiberalen und unpolitischen Systeme. Doch wurden diese Fabriken durch die vielen Vergünstigungen, die man ihnen bewilligte, und durch den gezwungenen Absaz, den die Regierung ihnen zu verschaffen wußte, im Gang erhalten und mehr oder weniger Arbeiter beschäftigt, die das, was der Kaiser für sie that, mit Dank anerkannten. Wenn auch ein künstliches Wasserwerk die Erde nicht so erfrischt, wie ein sanfter Regenschauer, so kann er deßwegen doch die Pflanzen, die sich in seinem Bereich befinden, erquicken und laben. So blieb auch das, was Napoleon, freilich nach einem übelberechneten Systeme, zur Emporbringung der Manufakturen that, nicht ganz ohne wohlthätige Wirkung.

Wir haben bereits der unermeßlichen öffentlichen Werke gedacht, die unter Napoleons Regierung veranstaltet und ausgeführt wurden. Tempel, Brücken, Wasserleitungen u. s. f. sind auch zu allen Zeiten die Münze gewesen, mit der despotische Herrscher ihre Unterthanen für die Freiheit, die sie entbehren mußten, zu entschädigen versucht haben. Solche Monumente haben etwas Volksthümliches, weil sie ein Gemeingut für Alle sind; und der Herrscher findet Geschmack an einem Aufwande, der mehr als jeder andere geeignet zu seyn scheint, das Andenken seiner

Größe auf die entfernteste Nachwelt zu bringen. Buonaparte war für solche Motive nicht unempfindlich, und konnte es auch nicht seyn. Sein großer Geist konnte sich nicht auf Genüsse beschränken, die nur ihm zu gut kamen, und ein Mann, der so viel gethan hatte, um sich während seines Lebens über die gewöhnlichen Sterblichen zu erheben, mußte begreiflicherweise wünschen, durch große öffentliche Werke seinen Ruhm den kommenden Jahrhunderten zu überliefern. Er übernahm also und vollführte einige von den prachtvollsten Werken neuerer Zeiten. Die Straße über den Simplon und die Schiffswerfte zu Antwerpen sind riesenhafte Unternehmungen, die seinen Gemeingeist glänzend bewähren.

Zuweilen war es aber dem Kaiser, wie wir dieses auch schon bemerkt haben, nur darum zu thun, durch Plane dieser Art, die in aller Hast entworfen, genehmigt und in der Staatszeitung bekannt gemacht wurden, einen unmittelbaren Effekt hervorzubringen; dergleichen Plane wurden alsdann sogleich, nachdem sie angefangen worden, wieder aufgegeben, oder es blieb bei der bloßen Bekanntmachung im Moniteur. Napoleons rastlose Thätigkeit, sein ungemeines Talent in allen Dingen, die sich auf das Civil- oder Militärgeniew n bezogen, auf den ersten Blick den rechten Punkt zu treffen, waren für seine Unterthanen ein Gegenstand der Bewunderung und des Erstaunens. Während der wenigen friedlichen Zwischen

räume seiner Regierung fand er, zufolge seiner fast convulsivischen Thätigkeit, Gefallen daran, die verschiedenen Departements Frankreichs in der größten Eile und meistens ohne alle vorläufige Anzeige zu besichtigen. Gewohnt, mit unglaublicher Schnelligkeit, obgleich meistens in Gesellschaft der Kaiserin Josephine zu reisen, stieg er, sobald er in irgend einer bedeutenden Stad angekommen war, sogleich zu Pferd, um, nur von seinem Adjutanten und seinem Mammelucken Rustan, die ihm kaum folgen konnten, begleitet, den Plaz in Augenschein zu nehmen und zu sehen, was etwa geschehen könne oder welchem Uebel abzuhelfen sey. Nachdem er sich in dieser flüchtigen Anschauung einige Kenntniß der Oertlichkeit erworben, gab er den Stadtbehörden Audienz, und ließ sich mit ihnen oft auf eine sehr liberale Weise in das größte Detail über einen Ort ein, den er zum ersten Male im Galopp umritten, wo sie aber vielleicht ihr Leben zugebracht hatten. Man staunte über die leichte und umfassende Beobachtungsgabe des Kaisers, und seine Bemerkungen wurden im Moniteur zur Bewunderung Frankreichs bekannt gemacht. Irgend ein öffentliches Werk, das die Municipalität etwa verlangte, oder was der Kaiser in seinem Wohlwollen selbst vorschlug, wurde in solchen Fällen beschlossen, aber meistens nicht ausgeführt, entweder weil es dem kaiserlichen Schatze an Mitteln fehlte, oder weil, was häufiger der Fall war,

ein neuer Krieg oder ein neues ehrgeiziges Projekt für jezt alle Hülfsquellen in Anspruch nahm.

Wären aber auch einige der herrlichsten Entwürfe Napoleons wirklich ganz zur Ausführung gekommen, so ist es noch eine Frage, ob der Nutzen, den sie gewährt haben würden, auch in einigem Verhältniß zu dem Eindruck gestanden wäre, den sie durch ihre Großartigkeit auf die Einbildungskraft machen. Die Schiffswerfte zu Antwerpen sind in der That in ihrer Anlage ein bewunderungswürdiges, ein erstaunliches Werk; wären sie aber vollendet worden, wozu würde es genüzt haben, Linienschiffe vom ersten Range zu bauen, die Frankreich nicht bemannen konnte, die, hätten sie es gewagt, in die See zu gehen, von dem ersten besten englischen Kriegsschiffe genommen werden mußten? All dieser ungeheure Aufwand ward im Grunde der Eitelkeit zum Opfer gebracht. Mit sechs Kaperschiffen hätte Buonaparte von Dünkirchen aus dem englischen Handel mehr Abbruch thun können, als mit allen Linienschiffen, die er in der kostspieligen Anstalt von Antwerpen, und überdies zu Brest und Toulon hätte bauen können.

In derlei Fällen that Napoleon das, worauf sich, nach seiner Behauptung, das Direktorium ganz und gar nicht verstanden hat — er wirkte auf die Einbildungskraft der französischen Nation, die durch das Außerordentliche, was er bereits geleistet hatte,

so geblendet war, daß, wenn er ihr noch größere Wunder versprochen hätte, sie an der Verwirklichung derselben nicht gezweifelt haben würde. Uebrigens ist nicht zu läugnen, daß in den gemeinnützigen Werken, die Napoleon zu Paris und in den französischen Provinzen ausgeführt hat, jener hochfliegende und zugleich tiefdenkende Geist nicht zu verkennen ist, der sich auch in seinen wundervollen Kriegsthaten offenbarte.

Das Privat- und Familienleben Napoleon's war seiner erhabenen Stellung ganz angemessen. Die Schwächen seines Temperaments verbarg er sorgfältig vor den Augen der Welt, wenigstens ließ er sie nicht so blicken, daß dadurch der Kaiser in die Klasse gewöhnlicher Menschen herabgesunken wäre. Sein Betragen gegen die Kaiserin Josephine war ganz in der Regel und musterhaft. Von ihrer Erhebung an bis zu der fatalen Trennung, wie Napoleon sie einmal nannte, theilten beide dasselbe Gemach und viele Jahre lang dasselbe Bett. Josephine, die große Ansprüche auf ihren Gemahl machte, soll ihn durch ihre Eifersucht manchmal geplagt haben; er fügte sich darein und entging dadurch dem Vorwurfe, der so manche Helden und Männer von Genie trifft, daß sie Allem, nur nicht den verführerischen Reizen der Frauen, zu widerstehen vermögen. Seine Liebschaften, wenn er welche hatte, waren nur vorübergehender Art; außer Josephinen und ihrer Nachfolgerin,

die als Gemahlinnen Rechte auf ihn hatten, weiß man von keiner Frau, die etwas über ihn vermocht hätte.

Um die Würde seines Thrones zu behaupten, ließ er es an Glanz und Pracht nicht fehlen, vermied aber dabei jeden übertriebenen Aufwand, aus reiner Liebe zur Ordnung, die bei ihm aus der Gewohnheit und Fertigkeit entsprang, Alles der Berechnung zu unterwerfen, und die überhaupt vielen Einfluß auf sein Benehmen hatte. Als von seinem eigenen Geschmacke die Rede war, sagte Buonaparte, ihm sey nichts lieber, als ein Logarithmenbuch, und seine angenehmste Beschäftigung sey die Lösung von Aufgaben. Derjenige, dem der Kaiser dieses auffallende Geständniß machte, und der es voll Verwunderung einem Offizier aus seiner Umgebung mittheilte, erfuhr von diesem, daß der Kaiser sich nicht nur sehr gern mit der Rechenkunst abgebe, sondern auch bei seinen häuslichen Ausgaben Gebrauch davon mache und Gefallen daran finde, den Preis gewisser Artikel, wie er ihm angesezt worden, mit dem gewöhnlichen Marktpreise derselben, der aus begreiflichen Ursachen fast immer geringer war, zu vergleichen. Las-Cases berichtet uns, wie er einmal eine solche Ueberbietung bei einer goldenen Borte in einem seiner Prunkgemächer entdeckt habe. Noch auffallender ist die Anekdote von jener Uhr, die der geschickteste Künstler in Paris als ein würdiges Geschenk des

Kaisers von Frankreich für seinen Bruder, den König von Spanien, verfertigen sollte. Ehe jedoch der Künstler damit fertig war, erhielt Napoleon die Nachricht von der Schlacht von Vittoria. „Mit Joseph ist jezt Alles aus!" waren bei dieser Nachricht beinahe seine ersten Worte; „man muß die Uhr abbestellen." *)

Genau erwogen, beweist diese Anekdote nicht, daß er gegen seines Bruders Schicksal gleichgültig, oder wegen einer verhältnißmäßig so kleinen Summe besorgt gewesen; er verfuhr wie ein Rechenmeister von Profession, der gewöhnt ist, jeden Verlust, so unbedeutend er auch seyn mag, in Rechnung zu bringen. Des Kaisers ökonomischer Sinn beschränkte sich jedoch nicht auf solche Kleinigkeiten; im Gegentheil entdeckte und berichtigte er im ersten Jahre seines Konsulats einen Fehler bei der Berechnung der Einkünfte, der nicht weniger als 2,000,000 Franken zum Nachtheil des Staats betrug. Ein andermal fand er mit einer Geschicklichkeit, die die größte Uebung voraussezt, in den Zahlungslisten der Garnison von Paris einen Rechnungsfehler von 60,000 Franken. Zwei solche Entdeckungen von Seiten des Staatsoberhauptes werden ohne Zweifel die Behörden vorsichtiger gemacht haben.

---

*) Die Uhr blieb halb vollendet in den Händen des Künstlers und gehört nun dem Herzog von Wellington.

Diese bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit wirft viel Licht auf den Karakter Napoleons. Seinen schnellen und gewaltigen Kombinationen verdankte er sein Waffenglück, und in seinem öffentlichen, wie in seinem Privatleben ist der Geist der Berechnung gar nicht zu verkennen.

Die Kosten für den Palast und die gewöhnlichen Ausgaben des Kaisers wurden von Seiner kaiserlichen Majestät unmittelbar auf das genaueste berechnet und festgesezt. Buonaparte rühmte sich, den Aufwand der vormaligen Könige von Frankreich so vereinfacht zu haben, daß sein Jagdwesen um vieles wohlfeiler zu stehen kam, als das der Bourbons. Man darf jedoch nicht übersehen, erstens, daß Napoleon im Punkte der ganzen Hofhaltung weit freiere Hände hatte, als die Bourbons; zweitens, daß die Falkenbeize unter der kaiserlichen Regierung abgeschafft war — ein Vergnügen, das nach der Meinung Vieler weit malerischer und anziehender ist, als irgend eine Art der Jagd, und das, da es einen königlichen Aufwand erfordert, sich für souveraine Fürsten eignet.

Der kaiserliche Hof zeichnete sich nicht nur durch eine strenge Etikette aus, die Großen, welche die ersten Hofstellen bekleideten, waren auch angewiesen, sich bei öffentlichen Gelegenheiten der größten Pracht im Anzuge und im Punkte der Equipage zu beflei-
. Die Diener der Krone beklagten sich freilich

darüber, daß — obgleich Buonaparte in mancher Hinsicht ihr Interesse bedenke, ihnen Gelegenheit verschaffe, sich etwas zu erwerben, sie mit großen Schenkungen und Einkünften belohne, auch ihnen durch seine mächtige Verwendung zu vortheilhaften Heirathen verhelfe — sie bei dem großen Aufwande, den sie als Hofleute machen müßten, doch nicht im Stande seyen, ihren Familien die gehörige Versorgung zu verschaffen. Buonaparte wollte diesen Aufwand seiner Hofleute als eine Prämie für die französischen Manufakturen angesehen wissen; er trieb aber die Sache so weit, daß man deutlich sah, er wolle zwar seinen Adel zur Zierde seines Hofes machen, sey aber darum nicht gemeint, demselben irgend eine wirkliche Macht einzuräumen, oder denselben als eine wirkliche bedeutungsvolle Schranke zwischen der Krone und dem Volke aufzustellen. Dieselbe Absicht, keine Zwischenmacht aufkommen zu lassen, zeigt sich in dem Gesetze, die Vererbung des Grundeigenthums betreffend, nach welchem dieses unter die Kinder des verstorbenen Besitzers gleichförmig vertheilt wird, so daß sich dieses Eigenthum nicht in wenigen Händen concentriren kann. Und obgleich zur Behauptung der von der Krone verliehenen Würde erlaubt ist, ein Majorat zu stiften, so gibt ein solches dem Besitzer doch kein sonderliches Gewicht.

Der Hof Napoleons war etwas sonderbar

sammengesezt. Mitten unter seinen Herzogen und Marschällen befanden sich viele Abkömmlinge des alten Adels, die von der Liste der Ausgewanderten gestrichen waren. Von diesen sagte Buonaparte: „Ich bot ihnen Stellen in meiner Armee an — sie schlugen sie aus; ich öffnete ihnen mein Vorgemach — da strömten sie sogleich herein.“ Hierin ließ Buonaparte dem alten Adel von Frankreich keine Gerechtigkeit wiederfahren. Viele Mitglieder desselben nahmen ihre natürliche Stellung in den vaterländischen Aemtern ein, weit mehr andere verschmähten es, in irgend einer Eigenschaft vor demjenigen die Knie zu beugen, der für sie nur ein glücklicher Usurpator war.

Das Ceremoniel in den Tuillerien war äußerst splendid, die Hoffeste waren prachtvoll und die Etikette wurde genau und strenge beobachtet. Auf diese Förmlichkeiten, die den Geist und die Würde seiner Regierung bezeichnen sollten, legte Buonaparte selbst ihnen großen Werth; er hatte sich sogar für die äußern Formen des Königthums eine solche Verehrung angewöhnt, als ob dieselben das Studium seines ganzen Lebens gewesen wären. Ein merkwürdiges Beispiel hievon führt Las-Cases an. Scherzend hatte Buonaparte in guter Laune diesem seinem Begleiter die Titel: Euer Hoheit, Euer Herrlichkeit u. s. w. gegeben, als ihm plözlich in einem Anfall von Zerstreuung der Ausdruck: „Euer Majestät“

entschlüpfte. Kaum war ihm aber dieses in seinen Ohren geheiligte Wort entfallen, so war seine gute Laune dahin; er nahm einen ernsten Ton an, wie einer, der fühlt, daß er sich durch einen solchen Scherz an einem fast heiligen Gegenstande vergangen habe.

Unter den Freunden und Anhängern Napoleons, die gleich ihm mit der Revolution aufgewachsen waren, gab es nicht wenige, die es tadelten, daß er sich die alten europäischen Höfe so sehr zum Muster nahm, und mit ihnen gerade in denjenigen Dingen wetteifern wollte, worin er es ihnen doch nicht gleich thun konnte, indem alte Gebräuche gerade durch ihr Alter auf die Einbildungskraft eine Wirkung äußern, die das Ceremonienwesen eines neugeschaffenen Hofes unmöglich haben kann. Solche Männer hätten den Hof ihres Gebieters gern auf seine wahren und wirklichen Vorzüge gegründet gesehen, und gewünscht, daß nach Beseitigung der republikanischen Grundsätze etwas von der strengen und männlichen Einfachheit der republikanischen Sitten zur Veredlung eines Thrones beibehalten worden wäre, dessen Grundlage die Revolution war. Die Höflinge, die so dachten, konnten wenigstens mit der äußern Haltung und dem Benehmen Napoleons zufrieden seyn. In dem Glanze der Stickereien, der Sterne, der Ordenszeichen, in dem Nimbus der Hofetikette zeichnete sich der Kaiser durch äußerste Einfachheit seines Anzugs und seiner ganzen Erscheinung aus. Eine schlichte Uniform

mit einem nur durch eine kleine dreifarbige Kokarde verzierten Hute war der Anzug dessen, von dem alle diese schimmernden Ordenszeichen kamen, und zu dessen Ehren alle diese prunkenden Hofgewänder zur Schau gegeben wurden. Vielleicht mochte Napoleon glauben, daß einem Manne von einer ziemlich kleinen und späterhin untersezten Statur eine reichgeschmückte Kleidung nicht stehe, oder er wollte, was wahrscheinlich ist, zeigen, daß, ob er gleich von Andern die strengste Beobachtung der Etikette verlangte, er sich kraft seiner kaiserlichen Würde für seine Person darüber hinwegsetze.

Es kann auch seyn, daß Buonaparte, indem er solchergestalt seine persönlichen Ausgaben beschränkte, und den Aufwand einer glänzenden Garderobe vermied, nur jene Ordnungsliebe und jene Rechensucht befriedigte, die wir bereits als seine Eigenthümlichkeiten bezeichnet haben. Allein er war außer Stande, so viele Mühe er sich auch gab, dem weiblichen Theile der Familie denselben ökonomischen Geist beizubringen; und es ist vielleicht ein Trost für Personen von geringerer Wichtigkeit, zu wissen, daß in dieser Hinsicht der Kaiser einer halben Welt beinahe eben so unmächtig war, als sie sich selbst fühlen mögen. Josephine war bei allen ihren liebenswürdigen Eigenschaften verschwenderisch, wie es die Kreolinnen meistens sind, und die Prinzessin Pauline Borghese war es nicht minder. Die Bemühungen Napoleons, ih-

rem Aufwande Grenzen zu setzen, gaben manchmal Anlaß zu sonderbaren Auftritten. Einst fand der Kaiser bei Josephine eine gewisse Modehändlerin, die sehr berühmt, aber eben so theuer war, und mit der er seiner Gemahlin allen Verkehr verboten hatte. Erzürnt, daß man seine Befehle so schlecht befolge, ließ er die Modehändlerin in das Bicetre abführen. Allein die vielen Besuche, die sie von den ersten Hofdamen, die ihre Kunden waren, in ihrem Gefängnisse erhielt, überzeugten den Kaiser, daß er mit aller seiner Macht gegen die Popularität der Modehändlerin doch nichts vermöge; er ließ daher klugerweise, um sich nicht lächerlich zu machen, die Sache fallen — die Künstlerin wurde in Freiheit gesezt, um die lustige Welt von Paris wieder nach Gefallen zu bezaubern und auszuplündern.

Ein anderer durch Josephinens üble Wirthschaft veranlaßter Auftritt erinnert uns an eine Anekdote, die in der Geschichte eines orientalischen Sultans vorkommt. Ein Gläubiger der Kaiserin, dem die Geduld ausgegangen war, hielt die kaiserliche Kalesche, in der so eben der Kaiser mit Josephine St. Cloud verlassen wollte, an, gab seine Rechnung ein und bat um Bezahlung. Buonaparte that, was Saladin in einem ähnlichen Falle gethan haben würde; er verzieh dem Manne seine Keckheit, in Erwägung der Gerechtigkeit seiner Forderung, und ließ die Schuld sogleich berichtigen. Während er den Auf=

wand und die Unordnung, die zu solchen Forderungen Anlaß gab, tadelte, vermochten ihn sein Sinn für Gerechtigkeit und die Liebe zu seiner Gemahlin gleich sehr, den Gläubiger zufrieden zu stellen.

Zufolge derselben Ordnungsliebe, dieses vorherrschenden Princips seiner Regierung, mußte Buonaparte jede öffentliche Verletzung des Anstandes und der Decenz nothwendig strenge rügen. Oeffentliche Sittlichkeit ist an und für sich die Ergänzung und die Erfüllung aller Gesetze; sie allein gibt einem Nationalkodex seine Weihe. Darum waren auch die Sitten des kaiserlichen Hofes einer Zucht unterworfen, die, wenn sie auch nicht allen Verdacht beseitigte, doch keinen Skandal zuließ *). Eben so wurde auch das Spiel, das gewöhnliche Lieblingslaster an den Höfen, an dem Hofe Napoleons, der hohes Spiel durchaus nicht duldete, nicht getrieben. Er ließ es aber doch geschehen, daß sein Polizeiminister der ungemessensten Spielsucht den größten Vorschub leistete. Wir können ihm nicht den geringsten Glauben schenken, wenn er versichert, die Spielhäuser, von denen Fouché so ungeheure Renten zog, hätten ohne sein Wissen bestanden; Napoleon wird uns nicht glauben

*) Wir wiederholen noch einmal, daß wir die Schändlichkeiten, die sich Napoleon im Kreise seiner Familie erlaubt haben soll, durchaus nicht glauben, obgleich sie die Autorität der Memoiren von Fouché für sich haben. Weder die Neigungen, noch die Fehler Napoleons waren die eines Wüstlings.

machen, daß er die Hauptquelle der Einnahmen in dem Budget seiner Polizei nicht gekannt habe. Er ließ, wie bei andern Gelegenheiten, der Polizei in diesem Stück freie Hände, in Betracht der Dienste, die sie ihm leistete.

An allgemeinen öffentlichen Vergnügungen nahm Napoleon großen Antheil. Er besuchte häufig das Theater, obwohl gewöhnlich als Privatmann und ohne alles Aufsehen. Aus Geschmack sowohl als aus politischen Rücksichten begünstigte er die Vergnügungen, welche die Bühne gewährt. Der berühmte Talma, der erste Schauspieler Frankreichs, erhielt sowohl durch die persönliche Aufmerksamkeit des Kaisers, als auch durch einen ausgesezten Jahrgehalt, die Ueberzeugung, daß das, was er früher an dem jungen korsischen Studenten gethan hatte, nicht in Vergessenheit gekommen sey. Es ward genau darauf gesehen, daß auf der Bühne nichts vorkam, wodurch der kaiserlichen Regierung ungünstige Gesinnungen oder Erinnerungen erweckt werden konnten. Wenn der Wiz des pariser Publikums irgend einen Ausdruck oder Umstand zu Anspielungen auf die öffentlichen Angelegenheiten zu benüzen versucht hatte, so gab man sich die größte Mühe, nicht allein vorzubeugen, daß der Fall nicht wieder vorkomme, sondern selbst zu verhindern, daß er bekannt werde. Eine solche Geheimhaltung von Dingen, die öffentlich vorgehen, war in einem freien Lande gar nicht möglich,

sie war es aber da, wo die öffentlichen Blätter, diese Organe der Oeffentlichkeit, unter der strengsten und schärfsten Aufsicht der Regierung standen.

Es gab Zeiten, wo Buonaparte, um den Beifall und das Mitgefühl derjenigen zu verdienen, die den Namen von Freiheitsfreunden für sich allein in Anspruch nehmen, sich gerne für einen Liberalen gehalten wissen wollte, und sich zu Gunsten der Preßfreiheit und anderer Zügel der vollziehenden Gewalt erklärte. Seine Meinungen, (oder vielmehr das, was er als solche ausgab) mit einem ganz entgegengesezten Verfahren in Uebereinstimmung zu bringen, war eben nicht leicht. Doch versuchte er es zuweilen. Als er einst eine oder zwei Personen, die ihm schweigend und mit Verwunderung bei einer solchen Gelegenheit zugehört hatten, und dabei etwas ungläubig aussahen, bemerkte, begann er sogleich sich zu vertheidigen. „Ich bin," sagte er, „im Herzen und von Natur für eine fest bestimmte und beschränkte Regierung. Sie scheinen mir nicht zu glauben, vielleicht weil Sie zwischen meinen Meinungen und meiner Handlungsweise einen Widerspruch bemerken. Sie nehmen aber dabei keine Rücksicht auf die Nothwendigkeit, die durch die Menschen und die Dinge gegeben ist. Wollte ich auch nur einen Augenblick die Zügel nachlassen, Sie würden bald einen allgemeinen Wirrwarr sehen. Wahrscheinlich würden weder Sie noch ich noch eine Nacht in den Tuillerien zubringen."

Dergleichen hat man oft aus dem Munde derjenigen gehört, die sich eine übertriebene Gewalt über ihre Mitmenschen angemaßt haben. Cromwell war gezwungen, das Parlament aufzulösen, ob er gleich den Herrn bat, ihm lieber das Leben zu nehmen. Die politische Nothwendigkeit ist die gewöhnliche Ausrede der Tyrannen, mit der sie sich selbst und Andere zu täuschen suchen; und wenn sie zu einer solchen Rechtfertigung ihre Zuflucht nehmen, so müssen sie der Wahrheit, die sie durch ihre Handlungen so sehr verläugnen, wenigstens mit ihren Worten die Ehre geben. Wenn es aber Leute gibt, denen eine solche Entschuldigung als gegründet erscheint, was können oder müssen diese von der französischen Revolution denken, die, anstatt der Nation zur Freiheit, zur Gleichheit und allgemeinen Zufriedenheit zu verhelfen, das Land in einen solchen Zustand versezt hat, daß ein glücklicher Soldat gegen seine eigene bessere Ueberzeugung sich gezwungen sah, eine despotische Gewalt zu übernehmen und das ganze Reich derselben Willkühr zu unterwerfen, mit der er die Genossen seines Lagers beherrschte?

Zu keiner Zeit und in keinem civilisirten Staate war die Presse so gebunden und gefesselt, wie zu jener Zeit in Frankreich. Die Journale durften keine Neuigkeiten aufnehmen, die nicht zuerst im Moniteur, dem Organ der Regierung, erschienen waren; und dieser wurde in allen bedeutenden Fällen vo

Buonaparte selbst durchgesehen. Keines der gewöhnlichen Tagblätter durfte sich ein Wort, sey es zum Behuf der Erklärung oder der Kritik, oder in irgend einer andern Absicht, erlauben, das nicht in den vom Moniteur angegebenen Ton stimmte. Sie mochten mit allen Künsten der Beredsamkeit das Lob steigern oder den Tadel schärfen, der in einem offiziellen Artikel ausgesprochen war; die Wegnahme oder gänzliche Konfiskation des Blattes, Gefangenschaft, und sogar Verbannung waren die unausbleibliche Strafe jedes Versuchs, eine Thatsache zu berichtigen oder ein sophistisches Räsonnement zu beleuchten. Der Moniteur war daher der einzige Führer der öffentlichen Meinung; und die stete Aufmerksamkeit Napoleons auf dessen Inhalt beweist, daß er sich desselben zur Bearbeitung seines Volkes eben so bediente, wie er seine Waffengewalt, seinen militärischen Ruf und seine mächtigen Hülfsquellen gebrauchte, um die andern Nationen von Europa in Schrecken zu setzen.

Zweites Kapitel.

Das von Napoleon in Frankreich eingeführte Erziehungssystem. — Die Nationaluniversität. — Ihre Einrichtung und Zwecke. — Lyceen. — Entwurf einer Anstalt zu Meudon.

Durch seinen kriegerischen Ruf hatte sich Napo-

leon auf den Kaiserthron geschwungen; zu seinem Unglück waren seine Gedanken so fortwährend auf Krieg und Sieg gerichtet, daß friedliche Anstalten jeglicher Art als minder bedeutend in den Hintergrund zu stehen kamen; und so wurde der Krieg, der, so gerecht und nothwendig er auch seyn mag, in den Augen der Vernunft doch nur als ein gezwungener Zustand erscheint, von Napoleon allerdings als die eigentliche Bestimmung des Menschengeschlechts angesehen. Er war auf dem Schlachtfelde aufgewachsen, wo ihm der Ruhm zuerst aufging. „Die Donnerstimme des Sieges," wie der edle und letzte Barde Englands sagt, „war ihm der Wohlklang seines Lebens." Und obgleich sein hochbegabter Geist sich mit allen Angelegenheiten des menschlichen Lebens befassen konnte, so war er doch am meisten mit Krieg und Zerstörung vertraut, und seine Regierung hatte demnach einen durchaus militairi chen Charakter.

Die Bildung der französischen Jugend war während der Republik eine Aufgabe, mit der man sich um so mehr beschäftigen mußte, als die Revolution alle Schulen und Bildungsanstalten, die mehr oder weniger mit der Kirche zusammenhingen, zerstört, und die Nation fast aller Erziehungsmittel beraubt hatte. Es wurden in dieser Beziehung manche Vorschläge gemacht, in denen aber der wilde sophistische Geist jener Zeit nicht zu verkennen war. In manchen Fällen wurden sie theils aus Mangel an öffent=

licher Theilnahme, theils weil es am Gelde fehlte, nicht ausgfü hrt. Obgleich aber kein bestimmtes Erziehungssystem zu Stande kam, und obgleich die Laster und Unwissenheit des aufblühenden Geschlechts empörend genug waren, so gab es in Frankreich doch zwei oder drei Klassen von Schulen zu verschiedenen Zwecken, wie dann auch eine so große und civilisirte Nation unter keinen Umständen einen gänzlichen Mangel an Anstalten zur Bildung der Jugend ertragen wird.

Nach jenen Vorschäzen, die wir meinen, sollte jede Gemeinde (worunter vielleicht das, was wir ein Kirchspiel nennen, zu verstehen ist) für eine Schule und einen Lehrer zur Ertheilung des ersten und nothwendigsten Unterrichts sorgen. Dieser Plan kam aber größtentheils nicht zur Ausführung, weil die Gemeinden aus Armuth die nöthigen Kosten nicht aufbringen konnten. Doch hatten einige Gemeinden die Mittel hiezu ausfindig gemacht; in andern wurde dieser Aufwand zum Theil von der Gemeinde, zum Theil von den Zöglingen selbst, denen die Anstalt zu gut kam, bestritten, so daß es an solchen Primärschulen, die freilich in einem dürftigen Zustande waren, nicht fehlte.

Schulen der zweiten Art nannte man diejenigen, die von dazu tauglichen Subjekten, oder von solchen, die sich dafür hielten, auf Spekulation oder durch Beiträge der Privaten errichtet wurden, und wo

man die gelehrten und modernen Sprachen, die Geographie und Mathematik lehrte.

Ueberdies hatte die katholische Geistlichkeit, so bald ihr durch das Konkordat wieder Achtung und Einfluß zu Theil geworden, das Verlangen bezeigt, sich wieder dem Erziehungsgeschäfte zu widmen, das vor der Revolution fast ganz in ihren Händen war. Ihre Pflanzschulen hatten sich der Unterstützung des Publikums zu erfreuen, und da sie unter der Oberaufsicht des Bischofs vorzüglich zur Bildung von jungen Geistlichen bestimmt waren, so hatte man sie geistliche Schulen genannt.

So stand es mit dem Schulwesen, als Napoleon seine Nationaluniversität zur Sprache brachte, bestehend aus einem Großmeister, einem Kanzler, einem Schazmeister, zehn lebenslänglichen, zwanzig gewöhnlichen Räthen, und dreißig Generalinspektoren; das Ganze bildete eine Art von kaiserlichem Rathe, der in Sachen der Erziehung die höchste und allgewaltige Instanz war. Alle Lehrer, alle Erziehungsanstalten waren der Obergewalt der Nationaluniversität unterworfen, und es konnte keine Schule eröffnet werden, ohne ein Patent oder Diplom von dem Großmeister, wofür eine bedeutende Taxe erlegt werden mußte. Es war nämlich die Absicht der Regierung, die Zahl der Schulen der zweiten Art, so wie die geistlichen Schulen möglichst zu vermindern, um die Erziehung den öffentlichen Anstalten,

die man Lyceen oder Academien nannte, zu übertragen.

In diesen Lyceen war die Disciplin oder Zucht theils militärisch, theils klösterlich. Die Vorsteher, Censoren und Lehrer an den Lyceen und Kollegien mußten unbeweibt seyn; die Professoren konnten heirathen, durften aber in diesem Falle nicht in der Anstalt wohnen. Die jungen Leute waren von ihren Familien ganz getrennt, und durften mit niemand, als mit ihren Eltern Briefe wechseln, von denen aber die Censoren Kenntniß nahmen. Die ganze Anstalt wurde von Seiten der Universität oft und strenge untersucht, der Großmeister konnte jeden dabei Angestellten nach Willkühr entlassen, und der Entlassene verlor alsdann alle Ansprüche auf irgend ein bürgerliches Amt.

Sonst hält man von einer Bildungsanstalt gern alles Paradewesen, alles Kriegsgepränge entfernt, damit die Aufmerksamkeit der jungen Leute nicht von ihren Studien abgezogen werde. In den Lyceen von Buonaparte fand gerade das Gegenthei Statt. Dort wurde zu Allem durch die Trommel das Zeichen gegeben, die innere Ordnung war in allen Stücken militärisch. Zu einer Zeit, wo die Kriegsbahn dem Ehrgeize die glänzendsten Aussichten eröffnete, war es kein Wunder, wenn die jungen Leute dieselbe als die einzige betrachteten, die eines tüchtigen Mannes würdig sey. Die Ergebenheit der

jungen Zöglinge gegen den Kaiser, von ihren Lehrern ihnen sorgfältig beigebracht, ward noch inniger durch den Gedanken, daß sie seinen Wohlthaten alle Mittel des Unterrichts zu verdanken hatten; durch alles, was sie umgab, wurden sie erinnert, daß sie ihr Leben seinem Dienste zu weihen hätten, und daß dieser Dienst militärischer Art sey.

In jedem Lyceum bestanden 150 Stipendien, von denen zwanzig ganze oder volle Stipendien, die übrigen aber halbe oder Dreiviertelsstipendien genannt wurden, und sodann von den Eltern oder Verwandten des Knaben ergänzt werden mußten. Aus diesen Lyceen wurden jährlich 250 der ausgezeichnetsten Jünglinge gezogen und in die mehr technischen oder eigentlichen Militärschulen, die der Kaiser unterhielt, befördert; in die Zahl dieser Auserwählten zu kommen, war das höchste Streben jedes Zöglings. So trug Alles dazu bei, den Zöglingen in den Lyceen den militärischen Beruf als den natürlichsten und glücklichsten von allen erscheinen zu lassen; und so nahm Napoleon mit dem aufblühenden Geschlechte jene Verwandlung vor, die er meinte, als er sagte: „Die Geistlichkeit sieht diese Welt als eine Art von Eilwagen an, der uns in die andere Welt befördern soll — ich muß darauf denken, diesen Wagen mit tüchtigen Rekruten für meine Armee zu füllen."

Von allen Zweigen der Nationalerziehung war nur derjenige in den Lyceen oder in den Central-

schulen vom Staate fundirt, und der Unterricht beschränkte sich in diesen auf die lateinische Sprache und die Mathematik, die gewöhnlichen Lehrgegenstände einer Militärschule. Napoleon dachte dabei ohne Zweifel an Brienne; auch mochte er eine bessere und umfassendere Erziehung, als diejenige war, die den Grund zu seiner Erhebung auf den Thron gelegt hatte, für seine Unterthanen eben nicht nothwendig halten. Allein er hatte noch einen andern Grund. Diejenigen, die bei einem andern Erziehungssysteme sich zu einem andern Berufe als dem militärischen ausgebildet haben würden, hatten in den Lyceen keine Wahl; der sanfte, fleißige und friedfertige Jüngling wurde dort wie der große Haufe zu dem Kriegshandwerke erzogen, zu dem ihn die Conskription bald genug berufen konnte. Wollte der Vater seinen Sohn in einer der Schulen zweiter Klasse, wo der Unterricht reichhaltiger war, unterbringen, so lief er immer Gefahr, den Jüngling von dort weg und in das nächste Lyceum gebracht zu sehen, wenn die Direktoren der Akademie solches für nöthig halten sollten, zum Bestem derjenigen Schulen, die mehr der Regierung angehörten.

Und doch scheint Napoleon blind gegen die Fehler seines Systems, oder vielmehr entzückt darüber gewesen zu seyn, weil seine despotischen Absichten dadurch befördert wurden. „Meine Universität," pflegte er bis an sein Ende zu sagen, „war ein

herrlicher Gedanke, und würde die größten Wirkungen auf die öffentliche Gesinnung hervorgebracht haben.“ Daß diese Anstalt mißlang, gab er Hrn. Fontanes, dem Großmeister, Schuld, der, um sich bei den Bourbons in Gunst zu setzen, dieselbe gelähmt oder verkümmert haben soll.

Man muß noch beifügen, daß Buonaparte im Sinne hatte, sein Nationalerziehungssystem in der Folge gewissermaßen durch einen korinthischen Säulenkopf zu ergänzen und zu vollenden. Er wollte zu Meudon ein Institut errichten zur Erziehung seines Sohnes, des Königs von Rom, der dort in allem, was sich für einen Herrscher ziemt, mit den jungen Prinzen des kaiserlichen Hauses und den Söhnen der mit Napoleon alliirten Fürsten unterrichtet werden sollte. Ungefähr nach dieser Idee sind Cyrus und Heinrich der Vierte in Gesellschaft von gemeinen Bauernkindern zu ihrer Zeit erzogen worden, damit sie nicht durch ihre künftige Größe der wahren Ansicht der menschlichen Natur entfremdet würden. Doch es ist unnöthig, Betrachtungen über ein System anzustellen, das nie zur Ausführung kommen sollte; nur glauben wir annehmen zu dürfen, daß man dem jungen Napoleon mehr Achtung gegen das Eigenthum seiner fürstlichen Genossen (ihr Spielzeug) beigebracht haben würde, als sein Vater gegen die Kronen und Zepter seiner Brüder und Alliirten bewies.

Drittes Kapitel.

Militärische Details. — Idee der Conskription. — Ihr Wesen. — Ihre Wirkungen. — Sie wird mit schonungsloser Strenge betrieben. — Ihr Einfluß auf den Karakter des französischen Militärs. — Seine Art der Kriegführung, durch die Revolution veranlaßt. — Verfassung der französischen Armeen. — Gewaltmärsche. — Das Marodiren. — Seine Art. — Wirkungen auf das feindliche Land und die französischen Soldaten selbst. — Politik Napoleons in seinem Betragen gegen seine Offiziere und Soldaten. — Veränderter Karakter des französischen Militärs während und nach der Revolution. — Erklärung dieses Umstandes.

Wir haben gezeigt, daß das französische Erziehungssystem zum Zweck hatte, die Gedanken und Hoffnungen der Jugend auf das Soldatenleben zu richten, und sie vorzubereiten, dem Rufe der Konskription Folge zu leisten. Dieses Mittel, die bewaffnete Macht zu ergänzen, das furchtbarste von allen, dessen sich je eine civilisirte Nation bedient hat, ist im Jahre 1798 dem Rathe der Fünfhundert zuerst vorgeschlagen worden.

Alle junge Mannschaft des Staates vom zwanzigsten bis zum fünfundzwanzigsten Jahre wurde in besondern Listen bezeichnet und zur Verfügung der Regierung gestellt, die davon so viel aufbieten konnte, als es die jedesmaligen Umstände erheischten. Die Mannschaft war in fünf Klassen abgetheilt. Die erste Klasse enthielt diejenigen, die vor dem Anfange

des Jahres, in welchem die Conskription verlangt wurde, das zwanzigste Jahr zurückgelegt hatten; dieselbe Regel galt von den andern vier Klassen derjenigen, die vor demselben Zeitpunkte ihr ein- und zwanzigstes, zweiundzwanzigstes, dreiundzwanzigstes, vierundzwanzigstes und fünfundzwanzigstes Jahr vollendet hatten. In der Regel wurde die zweite Klasse nicht eher aufgerufen, als wenn die erste schon im Dienste war; auch wurde gewöhnlich nicht mehr als eine Klasse in einem Jahr verlangt; da aber die erste Klasse sechszig- bis achtzigtausend Mann betrug, so war eine so starke Aushebung den Zwecken der Regierung sehr förderlich und für das Volk allerdings eine große Last.

Dieses Gesez beruht allerdings auf der Pflicht, die Jeder seinem Vaterlande zu bezahlen schuldig ist. Nichts ist so wahr, als daß alle waffenfähige Mannschaft zur Vertheidigung des Staates beizutragen verpflichtet ist; und nichts ist der Politik so angemessen, als daß diese Pflicht, die allen obliegt, zuerst der Jugend auferlegt werde, die sich vermöge ihrer frischen Kraft am besten zum Kriegsdienste eignet, und in Hinsicht auf die übrigen Lebensbeschäftigungen noch am leichtesten entbehrt werden kann. Es ist aber auch klar, daß eine solche Maßregel sich nur in einem Vertheidigungskriege rechtfertigen läßt, und daß Buonaparte, der dasselbe System auch bei entfernten Offensivkriegen, die nur zur Befriedigung

seines Ehrgeizes dienten, befolgte, mit Recht beschuldigt werden kann, das Herzblut seines Volkes verschwendet zu haben, nicht zum Behuf der Landesvertheidigung, sondern um die Verwüstungen des Krieges in entlegene und harmlose Länder zu tragen.

Die französische Conscription ward noch drückender durch die übertriebene Strenge ihrer Bestimmungen; man unterschied nicht zwischen dem verheiratheten Manne, dessen Abwesenheit den Ruin seiner Familie bewirken konnte, und dem ledigen und leicht zu vermissenden Mitgliede einer zahlreichen Familie, der Sohn der Wittwe, das Kind betagter hülfloser Eltern hatte keinen Anspruch auf Befreiung. Drei Söhne konnten in drei Jahren hintereinander denselben trostlosen Eltern entrissen werden; es half nichts, schon einen Rekruten gestellt zu haben. Die Dienstuntauglichen mußten eine Summe Geldes erlegen, die im Verhältniß zu ihrer oder ibrer Eltern Steuerquote stand und von fünfzig bis auf zwölfhundert Franken ste gen konnte. Es wurden zwar Stellvertreter zugelassen, aber es war schwer und kostspielig, sich dergleichen zu verschaffen, weil nach den Bestimmungen des Gesetzes der Sellvertreter nicht nur ganz diensttauglich, sondern auch in demselben Bezirke, wie der Einsteller, ansäßig und zu derselben Conscriptionsklasse gehören mußte. Solche Subjekte wußten, was sie} werth waren, und benüzten dies so gut, daß sie sich nur unter den vortheilhaftesten

Bedingungen anwerben ließen. Es geschah auch, daß die Stellvertreter auf dem Marsche zu ihren Korps Reißaus nahmen, zum großen Nachtheil für die Einsteller, die für dieselben gut stehen mußten, bis sie bei den Fahnen waren. Es hielt überhaupt so schwer, sich mittelst der Einstellung vom Kiegsdienste zu befreien, daß manche wohlerzogene junge Leute, die Söhne der achtbarsten Familien, auf alle ihre bessern Aussichten verzichten und als gemeine Soldaten leben, dienen und sterben mußten.

Keine der Regierungsmaßregeln Napoleons wurde mit so unerhörter Strenge gehandhabt, als das Aushebungswesen. Der Maire, der die verlangte Anzahl von Rekruten aus der bezeichneten Altersklasse nach dem Loos zu ziehen hatte, durfte bei den schwersten Strafen sich nicht die mindeste Nachsicht erlauben. Die Brandmarkung, der Pranger, die Galeerenstrafe erwartete ihn, wenn es sich zeigte, daß er einen Hebbaren hatte durchschlüpfen lassen. Dieselben Geseze drohten die widerspenstigen Conscribirten mit den schrecklichsten Strafen die obrigkeitlichen Behörden mußten überall auf sie fahnden. Wurden sie ergriffen, so behandelte man sie wie die ärgsten Missethäter. Im Gewande der Schande, mit Ketten beladen, eiserne Kugeln nach sich schleifend, wurden sie wie Galeerensklaven zur Schanzarbeit verdammt. Selbst ihre Verwandten blieben

nicht verschont und wurden oft zu Geldbußen und andern Strafen verurtheilt.

Aber das schrecklichste Los des Conscribirten war, daß er auf die Dauer seines Lebens dienstpflichtig blieb; zwei oder drei, selbst vier oder fünf Jahre dem Militärdienste gewidmet, wären ein erträglicheres, wenn gleich immer noch sehr großes, Opfer gewesen, wenn man auf die natürlichen Aussichten und Zwecke des menschlichen Lebens Rücksicht nimmt; aber die Verpflichtung auf das ganze Leben machte die Schlachtopfer der Conscription zu ganz andern Menschen. Der Jüngling, der den väterlichen Herd verließ, nahm in der Regel für immer Abschied von demselben; und die Eltern, die von dem jungen, tugendhaften, talentvollen, vielleicht der höchsten Ausbildung fähigen Sohne schieden, konnten, wie wenig wahrscheinlich dieses auch war, ihn nicht anders zu sehen hoffen, als mit den Gewohnheiten, den Ansichten, den Manieren und der Sittlichkeit eines gemeinen Soldaten.

Welche Geißel aber auch dieses Zwangsgesez für das Land seyn mochte, so war es doch für die Zwecke Napoleons eine treffliche Waffe. Sie war mit der übrigen Beute der Revolution in seine Hände gekommen, und er machte davon den größtmöglichen Gebrauch.

Die Conscription lieferte begreiflicherweise Rekruten jeder Art, gute, schlechte, mittelmäßige, aber, ohne Unterschied aus der Masse der Nation gezogen,

waren sie im Ganzen genommen um vieles besser, als die freiwilligen Rekruten in andern Ländern, die bekanntlich aus der Klasse der schlechtesten ruchlosesten und liederlichsten Menschen, die sich in keine friedliche Lebensordnung fügen wollen, geworben werden. Die jungen Leute, die einige Erziehung genossen hatten, brachten einen weit bessern Ton und Geist in die französische Armee, und man begreift, warum selbst bei den gemeinsten Soldaten so viel Verstand und Geschick zu finden war. Da die Nation überhaupt vielen Sinn für den Krieg hat, so erwiesen sich die Franzosen im Ganzen genommen als die ordentlichsten, gehorsamsten, willigsten und geregeltsten Truppen, die man zu keiner Zeit und in keinem Lande im Felde gesehen hat. In einem lang anhaltenden Gefechte mochte ihr feuriger Muth zuweilen früher erschöpft werden, als der gelassenere Muth der entschlosseneren Engländer; aber in allem, was die Wissenchfaft des Kriegs, seine Künste und Formen betrifft, haben die Franzosen ihre beharrlicheren, aber weniger gewandten Rivalen, wie jederman zugibt, übertroffen. Sie wußten insbesondere besser, als andere Truppen, sich selbst zu helfen, für sich selbst zu sorgen, was nach der von Napoleon eingeführten Kriegsweise allerdings für sie eine unentbehrliche Kunst war.

Die französische Revolution brachte zuerst eine Kriegsweise auf, durch welche fast die ganze Last des Krieges auf das Land, das das Unglück hatte,

der Schauplaz desselben zu seyn, gewälzt und wodurch dieses ganz eigentlich zu einer Hülfsquelle für den Sieger gemacht wurde. Wir wollen dies sogleich näher erklären.

Man konnte nichts Zweckmäßigeres sehen, als die Verfassung und Einrichtung einer französischen Armee bei Eröffnung eines Feldzugs; sie war in große Korps abgetheilt, die man Armeekorps nannte, und von denen jedes entweder von einem König, einem Vicekönig, einem Marschall, oder irgend einem ausgezeichneten General befehligt wurde. Jedes dieser Armeekorps war ein selbstständiger Theil des großen Ganzen, eine vollständige Armee, und als solche aus allen Waffenarten zusammengesezt. Ein Armeekorps bestand aus zwei bis vier Divisionen, von denen jede von einem Divisionsgeneral angeführt wurde; die Divisionen waren wieder in Brigaden abgetheilt, von denen jede zwei oder drei Regimenter (von zwei oder mehr Bataillons) enthielt; und unter dem Befehl eines Brigadegenerals stand. Ein Armeekorps konnte fünfzig- bis achtzigtausend Mann stark, und noch stärker seyn; und der General eines solchen Korps übte die völlige Obergewalt über dasselbe aus, und war an niemand, als an den Kaiser selbst, angewiesen. Man weiß kaum ein Beispiel, daß der Kaiser von diesen zu dieser hohen Stelle geeigneten Offizieren einen dem andern untergeordnet hat; er scheint

selbst bezweifelt zu haben, daß seine diesfallsigen Befehle auch wirklich befolgt werden möchten. Dieses System, die Masse seiner Streitkräfte in abgesonderte und beinahe selbstständige Armeen abzutheilen, unter den Befehlen von Generalen, von denen jeder auf seine Verantwortlichkeit einen bestimmten Theil eines nach einem unermeßlichen Maßstabe berechneten Operationsplans auszuführen hatte, brachte die größte Schnelligkeit und den größten Nachdruck in die französischen Manövers, und mußte, unter der obersten Leitung des schöpferischen Geistes, der den Feldzug entworfen, in den meisten Fällen die glänzendste Resultate herbeiführen. Sobald es aber nöthig wurde, zwei Armeekorps zu einer Operation zu vereinigen, war Napoleons persönliche Gegenwart durchaus erforderlich.

So organisirt ergoß sich die französische Armee in raschen Gewaltmärschen über ein fremdes Land; ohne alle Anstalten zu ihrer Verpflegung, ohne Magazine, ohne Vorräthe, einzig auf die Hülfsquellen des überzogenen Landes zählend. Buonaparte hatte sich diese Methode ganz zu eigen gemacht; die Vereinigung großer Massen mittelst solcher Gewaltmärsche war ein Hauptmoment seiner taktischen Kunst. So wurde der Krieg von seiner Seite mit dem geringsten Aufwande an Geld, dagegen aber mit dem größten Menschenverluste und mit de

schrecklichsten Steigerung des menschlichen Elendes geführt. Napoleons gewöhnlicher Plan war, durch die Beschleunigung seiner Märsche den Feind zu überfallen, denselben in einer großen Schlacht aufs Haupt zu schlagen, sich seiner Hauptstadt zu bemächtigen, Contributionen zu erheben, unter den möglichst vortheilhaftesten Bedingungen Frieden zu schließen, und dann wieder nach Paris zurück zu kehren.

In diesen blendenden Feldzügen trat die Armee gewöhnlich ihren Marsch mit einem auf mehrere Tage ausreichenden Vorrathe von Brod oder Zwieback an, den die Soldaten selbst tragen mußten. Auch führte sie auf einige Tage Schlachtvieh mit sich. Diese Gegenstände wurden gewöhnlich aus einer großen Stadt oder aus einer volkreichen Gegend genommen, wo die Truppen vorher cantonirt hatten. Die Pferde der Reiterei waren gleicherweise auf zwei bis drei Tage mit Futter beladen. So verpflegt rückte die Armee in Eilmärschen vor. Den Soldaten wurde ihre Bürde gar bald unbequem, und sie zehrten ihren Vorrath entweder schnell auf, oder warfen ihn gar weg. Aus Besorgniß, daß die Lebensmittel ausgehen könnten, noch ehe man dergleichen wieder würde fassen können, ermächtigten dann die Offiziere ihre Leute zur Selbstverpflegung, mittelst des Marodirens, oder mit andern Worten — der Plünderung. Damit die expreßten neuen Vorräthe mit Ordnung zusam=

mengebracht und ausgetheilt würden, wurde eine gewisse Anzahl von Soldaten von jeder Kompagnie ausgeschickt, um solche aus den Dörfern und Landhäusern unweit des Marschweges oder auf dem von der Armee besezten Boden beizuschaffen. Diese Soldaten waren befugt, die Einwohner zur unentgeltlichen und nicht bescheinigten Ablieferung ihrer Vorräthe anzuhalten. Man kann denken, daß sie bei dieser Vollmacht nicht etwa blos mit Lebensmitteln vorlieb nahmen, sondern auch Geld und andere Dinge von Werth erpreßten und noch andern Unfug trieben.

Es ist nicht zu läugnen, daß die Intelligenz und besonders die Gutmüthigkeit der Franzosen, die ein Grundzug ihres Nationalkarakters ist, ihr Benehmen unter den Uebeln dieses Systems erträglicher machten, als man hätte erwarten sollen, wenn anders das Land ergiebig und genugsam bevölkert war. Eine Art von Ordnung wurde alsdann, selbst in der Unordnung des Marodirens, beobachtet, und man gab sich Mühe, die so unordentlich gewonnenen Vorräthe wenigstens auf eine regelmäßige Weise zu vertheilen. Durch keinen Widerstand gereizt, wurden die Soldaten bei ihrer Gemüthsart nicht ganz unmenschlich; ihre ursprünglich gute Mannszucht, die Erziehung, die manche von ihnen genossen, die Folgsamkeit, an die sich alle gewöhnt hatten, verhinderten, daß sie sich nicht ganz in Banditenhaufen auf-

lösten und sich nicht selbst durch ihre Ausschweifungen zu Grunde richteten. Keine andern Truppen, als die französischen, hätten auf diese Weise bestehen können, weil in keiner andern Armee die Offiziere so viel über ihre Mannschaft vermögen.

Aber dieses System zeigte sich in seiner scheußlichsten Gestalt, wenn die Armee durch ein nur dünn bevölkertes Land zog, und wenn der Nationalkarakter oder die Soldaten Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und für seine Vortheile des Bodens die Eingebornen, besonders die Bauern, zum Widerstande ermuthigten. Dann wurden die Soldaten nicht nur durch den Mangel an Lebensmitteln, sondern auch durch die Gefahr erbost, unter welcher sie dieselben eintreiben mußten. In dem Maße, in welchem ihre Noth wuchs, wurden sie fühllos und gleichgültig, überließen sich jeder Art von Ausschweifung, und vermehrten ihr Elend noch dadurch, daß sie zerstörten, was sie nicht genießen konnten. Hunger und Krankheiten stellten sich bald bei einer Armee ein, die in Eilmärschen ein an Lebensmitteln erschöpftes Land durchzog. Diese furchtbaren Begleiter folgten dicht hinter den französischen Kolonnen, die sich mühsam fortschleppten. Da es an Spitälern und an Magazinen fehlte, fiel jeder Nachzügler dem Hunger, dem Wetter, der Ermattung und der Rache des erzürnten Landvolks zur Beute. Und so mußte die französische Armee ein Ungemach ertragen, von

dem

dem bis zu diesen schrecklichen Kriegen hin die Truppen civilisirter Nationen gar keine Ahndung gehabt hatten. Bei allem dem sezte Buonaparte doch seine Absicht durch; unter diesen Verlusten und Opfern und mittelst derselben erreichte er sein Operationsobjekt, wo er, zum Schrecken des überraschten Feindes, seine Massen entwickelte, in einem entscheidenden Siege den Lohn seiner Hast erntete und dem Moniteur neuen Stoff znm Triumphiren gab. So sehr legte er den Accent auf die Schnelligkeit in den Bewegungen, daß, wenn sich etwa ein Offizier zum Behuf eines ihm gewordenen Auftrags Zeit erbat, er gerne die merkwürdige Antwort gab: „Ich kann Ihnen Alles, was Sie verlangen, gewähren, nur mit der Zeit muß ich geizen.“ Diese Eile beruhte auf dem mit so großem Menschenverluste verbundenen Systeme der durch keine Magazine gefesselten Gewaltmärsche. War aber die Schlacht einmal vorüber, so hatten die Todten Ruhe und konnten nicht mehr klagen; die Lebenden waren Sieger und vergaßen bald das erlittene Ungemach; eine neue Tratte auf die französische Jugend, in den gewöhnlichen Formen der Conskription gezogen, ersezte bald die vielen Rekruten, die man im Verlaufe des Feldzugs eingebüßt hatte.

Gegen seine Armee beobachtete Buonaparte eine sehr schlaue Politik. Seine Marschälle, seine Generale und andere hohe Offiziere wurden von ihm

beehrt, reichlich belohnt, aber nie auf einem vertraulichen Fuße behandelt. Die Scheidewand der strengsten Etikette hielt die Zudringlichen ab. Ein zu vertrauliches Verhältniß würde diese Männer zu sehr daran erinnert haben, daß sie einst seinesgleichen gewesen. Gegen den gemeinen Mann aber, der seine Herablassung nicht mißdeuten, nicht mißbrauchen konnte, benahm sich Buonaparte ganz anders. Die Soldaten durften sich bei allen schicklichen Gelegenheiten an ihn wenden; er hörte auf ihre Bitten, Klagen und selbst auf ihre Vorstellungen. Er ließ ihre Beschwerden untersuchen und, wenn sie Grund hatten, abstellen. Nach einer Schlacht zog er die Mannschaft derjenigen Regimenter, die sich ausgezeichnet hatten, über das Verdienst derjenigen zu Rathe, die Anspruch auf die Ehrenlegion oder eine andere militärische Beehrung machen konnten. In solchen Augenblicken vergaß man im Gefühl seiner Wichtigkeit die Mühsale des ganzen Feldzugs; und Napoleon erschien den Soldaten, die ihn umgaben, nicht als der ehrgeizige Mann, der sie ihrer Heimath entrissen, ihre Tapferkeit auf entlegenen Schlachtfeldern verschwendet, und durch das Ungemach, das sie erduldet, sich den Sieg verschafft hatte, sondern als der Kriegsvater, der seine Soldaten als seine Kinder betrachte, und dem die Ehre auch des Geringsten eben so sehr am Herzen liege, als seine eigene.

Man that Alles, um den Ansprüchen des Soldaten für Beförderung, wenn er sie verdient hatte, zu sorgen. Aber troz dieser Aufmunterungen brachte die Armee, wie Buonaparte selbst bemerkt, unter dem Kaiserthum keine so ausgezeichneten Krieger mehr hervor, wie Pichegru, Kleber, Moreau, Massena, Dessaix, Hoche und er selbst, die, gleich Pferden auf der Rennbahn, aus ihrer Obscurität hervorgebrochen waren und die Welt in Erstaunen gesezt hatten. Diese höchst genialen Männer waren, wie Buonaparte glaubte, in der Glut der Revolution und durch dieselbe erzeugt worden; und er scheint der Meinung gewesen zu seyn, daß mit dem Eintritt des normalen Zustandes der Dinge solche außerordentlichen Männer immer seltener geworden seyen. Diese Meinung ist jedoch nicht ganz richtig. Revolutionszeiten bringen keine großen Männer hervor, sondern Revolutionen entstehen gewöhnlich in solchen Perioden der Gesellschaft, wo große Grundsätze zur Erörterung gekommen, und die Blicke von Jung und Alt durch die Beschaffenheit der Zeiten auf große und wichtige Gegenstände gerichtet worden sind, die den Karakter erheben und den Ehrgeiz wecken. Wenn durch den Widerstreit entgegengesezter Kräfte die Explosion erfolgt, wenn die Revolution wirklich ausbricht, so erzeugt sie durchaus kein Talent und kann auch keines erzeugen; nur wird während ihres Verlaufs und durch dieselbe all jenes Talent, we-

nigstens für einige Zeit, ans Licht gezogen, das in den Geistern durch die Richtung auf die öffentlichen Angelegenheiten geweckt und gepflegt worden ist. Wenn aber dieses Talent zu Grunde gegangen ist, so zeigt es sich nicht ferner in einem unter der Wuth der Bürgerkriege aufgewachsenen Geschlechte. Die Fähigkeiten des langen Parlaments wurden in der Republik nicht mehr gesehen, und dasselbe gilt von dem französischen Nationalkonvent und dem darauf gefolgten Kaiserthum. Eine Revolution gleicht einem Brande, der die Verzierungen und architektonischen Schönheiten eines von ihm angegriffenen Gebäudes eine Zeit lang vortheilhaft beleuchtet, aber immer mit der Zerstörung derselben endet.

Auch soll, was jedoch weniger zu verbürgen ist, Napoleon selbst in der Mitte seiner so trefflich disciplinirten kaiserlichen Garde jene alten Soldaten der Revolution vermißt haben, die durch ihr Kriegsgeschrei: „Es lebe die Republik," sich mit der Sache, für die sie fochten, gleichsam identificirten. Napoleon hatte jedoch keinen Grund, in irgend einer Beziehung mit seiner militärischen Macht unzufrieden zu seyn. Sie war bereits bei weitem zu groß, und hatte zum Nachtheil Frankreichs das Militär zu hoch über die bürgerliche Klasse gestellt, und ihn selbst in Stand gesezt, nach den Ansichten und der Logik eines despotischen Generals in dem schönsten Theil von Europa fast unbeschränkt zu gebieten. Den frem=

den Ländern war der Kriegsruhm Frankreichs ein drohender, unheilverkündender Komet; und da hiedurch Alles zu Rüstungen aufgeschreckt wurde, so schien der Friede auf immer von der Erde gewichen zu seyn und die Bestimmung ihres Schicksals fortan der rohen Gewalt überlassen zu haben.

Viertes Kapitel.

Wirkungen des Friedens von Tilsit. – Wie Napoleon sich den Frieden dachte. – Andere Ansichten Englands von demselben Gegenstand. – Das Continentalsystem. – Dessen Wesen und Wirkungen. – Die Dekrete von Berlin und Mailand. – Beschlüsse des brittischen Geheimenraths. – Spanien. – Rückblick auf die Verhältnisse dieses Landes zu Frankreich seit der Revolution. – Godoy. – Sein Einfluß, – Karakter – und politische Ansichten. – Ferdinand, Prinz von Asturien, bewirbt sich um den Beistand Napoleons. – Portugiesische Angelegenheiten. – Traktat von Fontainebleau. – Der Prinzregent begibt sich nach Brasilien. – Junot rückt in Lissabon ein. – Seine zügellose Raubsucht. – Unruhen zu Madrid. – Ferdinand wird einer Verschwörung gegen seinen Vater beschuldigt, und verhaftet. – König Karl wendet sich an Napoleon. – Arglistige Politik des leztern. – Die französische Armee erhält Befehl, in Spanien einzurücken.

Der Friede von Tilsit hatte dem Kriege zwischen zwei eifersüchtigen Monarchien, in welchem keine der andern etwas abgewinnen konnte, ein Ende gemacht und der einen wie der andern freie Hände

gegen diejenigen Nationen gelassen, die zunächst unter ihrem Einflusse standen. Dies war Napoleons Ansicht vom Frieden, die etwa auf Folgendes hinausläuft: — „Ich werde mit den Ländern, auf die ich zwar kein Recht, über die ich aber Gewalt habe, verfahren, wie mir beliebt; mein Alliirter mag dagegen in den Ländern, die zunächst in seinem Bereich und meinem Einfluß entrückt sind, seinerseits dasselbe thun."

So hatte er zu seiner Zeit den Vertrag von Amiens ausgelegt; einen solchen Frieden wollte er auch mit England abschließen. Daß ihm dieses nicht gelungen ist, hat er noch in einer spätern Periode gar sehr bedauert. Man begreift, was er, von Frankreich und England sprechend, mit folgenden Worten sagen wollte: „Wir haben einander einen unermeßlichen Schaden zugefügt — wir hätten durch ein gegenseitiges gutes Einverständniß einander unermeßliche Dienste leisten können. Hätte die Schule von Fox die Oberhand behalten, so würden wir uns verständigt haben — alsdann wäre in Europa nur eine Armee, nur eine Flotte gewesen — wir würden die Welt beherrscht — überall, sey es mit Gewalt oder auf dem Wege der Ueberredung, Ruhe gestiftet und einen behaglichen Zustand eingeführt haben. Ja — ich wiederhole es — so viel Böses wir einander gethan haben, so viel Gutes hätten wir einander thun „können.

Dieses Friedensprincip, in welchem Buonaparte bis an sein Ende hin die Grundlage alles gegenseitigen Interesses erkannt zu haben scheint, ist aber von der Art, daß kein englisches, von einem freien Parlamente gewähltes Ministerium dasselbe annehmen konnte oder durfte. Englands Friedensprincip mußte von der Art seyn, daß dadurch die Unabhängigkeit der andern Mächte gesichert wurde, nicht aber ein solches, durch das es und Frankreich ermächtigt wurden, nach Gefallen um sich zu greifen. Englands Wohlfahrt, Macht und Glückseligkeit ist durch die Unabhängigkeit der Continentalstaaten bedingt. Es konnte weder mit gutem Gewissen, noch mit Sicherheit mit einem siegreichen Usurpator Frieden schließen, auf die Bedingung hin, daß ihm gleichfalls gestattet sey, die Rolle eines Usurpators zu spielen. Es ist weder seinen Wünschen noch seinem Interesse gemäß, andere Länder auf der Karte von Europa zu streichen, damit nur noch England und Frankreich darauf stehen bleiben; ihm ist nicht daran gelegen, andere Staaten ihrer Flotten oder ihrer Armeen zu berauben. Seine Staatsmänner müssen den Gedanken verwerfen, die ganze oder die halbe Welt zu beherrschen und andere Nationen durch die Gewalt der Waffen glücklich oder unglücklich zu machen. Das Betragen Englands in den Jahren 1814 und 1815 beurkundet diese redliche und ehrenvolle Politik; indem es Andern vieles einräumte, konnte es doch

nicht der Absicht beschuldigt werden, in der Verwirrung, die durch den Fall der französischen Uebermacht entstand, auf die Vergrößerung seines eigenen Gebiets Bedacht zu nehmen. Hievon soll jedoch an einem andern Orte ausführlicher die Rede werden.

Indessen war Frankreich, das mit Rußland nach einem ganz andern Princip Frieden geschlossen, beschäftigt, die Vortheile, die es daraus zu ziehen hoffte, einzuernten. Hiebei scheint es Napoleons Hauptzweck gewesen zu seyn, sein sogenanntes Kontinentalsystem in solchem Maße durchzusetzen und zu befestigen, daß der schwache Verkehr, den England noch mit den Nationen des Festlandes unterhielt, vollends ganz vernichtet werden mußte.

Hiezu war ihm der Vertrag von Tilsit in jeder Hinsicht sehr förderlich. Frankreich war sein — über Holland, das dem Namen nach von seinem Bruder Ludwig beherrscht wurde, konnte er nach Belieben verfügen. Seinen Bruder Hieronymus hatte er zum König von Westphalen gemacht. Es war demnach seiner Politik angemessen, daß dieser eine seines neuen Ranges würdige Verbindung einging. Nachdem er, wie schon bemerkt worden ist, sich von seiner ersten Frau, Elisabeth Paterson, der Tochter eines sehr angesehenen Mannes in Baltimore, auf das Geheiß seines Bruders getrennt hatte, erhielt er die Hand von Friederike, Katharine, Tochter des Königs von Würtemberg.

Preußen, und alle ehemals freien Häfen des hanseatischen Bundes wurden dem brittischen Handel verschlossen, so weit solches durch baare Waffengewalt geschehen konnte. Rußland zeigte sich in diesem Stücke nicht ganz so gefällig, als Napoleon zufolge der Bestimmungen des tilsiter Friedens, und der mit dem Czaar getroffenen Verabredung erwarten mochte. Allein Alexander war zu mächtig, um sich ein solches gegen den Handel gerichtete System in seinem ganzen Umfange gefallen zu lassen; bei der Eigenthümlichkeit der russischen Nation hätte es der Czaar nicht einmal wagen dürfen, das Continentalsystem seinerseits mit der von Napoleon gewünschten Strenge zu handhaben. Die russischen Handelsgüter, die einen großen Raum einnehmen, und sehr ins Gewicht fallen, — Hanf, Eisen, Bauholz, Wachs, Pech u. s. w., von denen die russischen Bojaren den größten Theil ihres Einkommens beziehen, hätten die Kosten eines Transports zu Lande nicht ausgetragen, und konnten nur in England abgesezt werden. England fuhr demnach fort, diese Waaren aus Rußland zu beziehen, und dieselben mit seinen Fabrikaten zu bezahlen, wie sehr dieses auch durch die Dekrete des französischen Kaisers und durch die Ukasen des Czaaren verboten und verpönt war; und Buonaparte mußte sich stellen, als merke er nichts von einer Sache, die sein russischer Alliirter entweder nicht verhindern konnte, oder nicht wollte.

Ein in der civilisirten Welt noch nie gesehener Kampf ward jezt von England und denjenigen Ländern, für welche die englischen Waaren nicht blos ein Genuß, sondern auch ein Bedürfniß waren, gegen Frankreich geführt, dessen Herrscher unter keinem Vorwande einen freien Verkehr mit Großbritannien gestatten wollte. Auf die Dekrete von Berlin folgten noch andere, weit schärfere und weit bestimmtere. Durch ein zu Hamburg am 11ten December und durch ein anderes zu Mailand am 27sten December 1807 ausgefertigtes Dekret erklärte Napoleon England in Blokadezustand. Allen Nationen wurde jeder Verkehr mit England, aller Handel mit englischen Waaren untersagt. In allen Seehäfen und Handelsstädten wurden von Buonaparte Agenten aufgestellt. Kein Schiff sollte in irgend einem Hafen des Kontinents zugelassen werden, ohne vorher nachgewiesen zu haben, daß es kein brittisches Gut führe. Diese Verfügungen wurden von Seiten Großbritanniens durch die sogenannten Kabinetsbefehle erwiedert. Allen Neutralen war erlaubt, mit denen im Frieden mit England befindlichen Ländern Handel zu treiben, nur mußten sie vorher in einem brittischen Hafen angelegt und die Gebühren entrichtet haben. Hiedurch kamen die Neutralen in ein sehr unangenehmes Verhältniß zu den beiden kriegführenden Mächten. Fügten sie sich nicht in die brittischen Kabinetsbefehle, so wurden sie von den brit-

tischen Kapern, die alle Meere bedeckten, weggenommen. Hatten sie in brittischen Häfen die Gebühren entrichtet, so wurden sie, wenn die Sache heraus kam, in jedem Hafen, wo die Franzosen etwas zu sagen hatten, ohne weiters konfiscirt. Dies führte zu jeder Art von Betrug, durch welchen sich die Natur eines wirklichen Handelsverkehrs verbergen ließ. Falsche Papiere, falsche Scheine, falsche Register wurden überall aufgewiesen; und der Gewinn bei diesem Verkehr war so groß, daß die zuverläßigsten und betrautesten Agenten Napoleons, Männer vom höchsten Range in seinem Reiche, kein Bedenken trugen, bei diesem Contrebandewesen durch die Finger zu sehen und sich dafür große Summen bezahlen zu lassen. Entlang der ganzen Seeküste von Europa wurde dieser Kampf mit der größten Ausdauer zwischen dem mächtigsten Manne, den die Welt je gesehen, und zwischen den Wünschen und Bedürfnissen der von ihm beherrschten Länder geführt; denn obgleich diese Wünsche und Bedürfnisse nur auf Luxusartikel und entbehrliche Dinge gerichtet waren, so wollten die Menschen doch nicht von ihnen lassen.

Allein vorzüglich auf der spanischen Halbinsel, die noch immer dem Namen nach unter der Herrschaft ihrer alten Fürsten stand, fanden die brittischen Waaren großen Absaz. Buonaparte hatte freilich davon keinen Schaden, da ihm Portugal insbesondere große Summen dafür zahlte, daß er seinen

Handel mit England geſtattete. Aber endlich brachte die Schwäche Portugalls und die gänzliche Uneinigkeit der königlichen Familie in Spanien Napoleon auf den Gedanken, dieſen ſchönen Theil des europäiſchen Feſtlandes für ſeine Familie, oder vielmehr für ſich ſelbſt in Beſitz zu nehmen. So entſtand der ſpaniſche Krieg, von dem er ſpäter in dem bitterſten Gefühle ſagte: — „Dieſer unſelige Krieg war mein Verderben — er zerſplitterte meine Kraft — vermehrte nothwendigerweiſe meine Anſtrengungen — und ſtellte meinen moraliſchen Charakter in Schatten.“ — Wie kounte er aber ein glücklicheres Reſultat von einer Uſurpation erwarten, bei der er ſich mit einer Treuloſigkeit benahm, von der die europäiſche Geſchichte gar kein Beiſpiel aufzuweiſen hat? Ehe wir jedoch dieſen ganz neuen und höchſt wichtigen Abſchnitt in der Geſchichte Napoleons abhandeln, müſſen wir einen Blick auf die Verhältniſſe werfen, die zwiſchen Frankreich und der Halbinſel ſeit der Revolution beſtanden hatten.

Manuel Godoy, ein Günſtling Karls des Vierten und der Buhle der ſittenloſen Königin, war zu dieſer Zeit der allmächtige Miniſter Spaniens. Er führte den Titel eines Fürſten des Friedens, oder wie man der Kürze halber ſagte, eines Friedensfürſten, weil er den Basler Frieden, der dem Revolutionskriege zwiſchen Spanien und Frankreich ein Ende machte, zu Staude gebracht hatte. In dem

spätern Vertrage von St. Ildephonso war durch ihn zwischen beiden Ländern ein Schutz- und Trutzbündniß vermittelt worden, in dessen Gemäßheit Spanien alles that, was Napoleon von Zeit zu Zeit von ihm verlangt. Allein troz dieser Fügsamkeit in den Willen des französischen Herrschers scheint Godoy doch insgeheim die Hoffnung genährt zu haben, das französische Joch wieder abzuschütteln; bei dem Ausbruche des preußischen Kriegs rief er sogar, ohne alle scheinbare Veranlassung, die spanischen Truppen unter die Waffen, indem er in einer prahlerischen und misteriösen Proklamation zu verstehen gab, daß das Vaterland in Gefahr sey und die größten Anstrengungen von den spanischen Armeen erwarte. Buonaparte, der diese Proklamation auf dem Schlachtfelde von Jena erhielt, soll Spanien deßwegen Rache geschworen haben. Auf die Nachricht von jenem großen Siege gab Godoy seine militärische Stellung sogleich wieder auf, und wußte sich nur durch das Vorgeben zu entschuldigen, er habe von den Raubstaaten her einen Angriff besorgt. Napoleon ließ die Sache gehen. Er hätte dadurch Godoy's eigentliche Gesinnungen gegen ihn und Frankreich kennen gelernt, wenn ihm diese noch nicht bekannt gewesen wären; und ob er gleich von dieser Rüstung nicht weiter Kenntniß nahm, so mag er sie doch schwerlich vergessen haben.

Im Unwillen über die Erniedrigung ihrer Regierung und der königlichen Familie sahen die Spanier begreiflicherweise auf den muthmaßlichen Thronerben, von dem sie eine bessere Zukunft erwarteten, und der, wie sie wußten, mit dem allmächtigen Godoy gänzlich zerfallen war. Der Prinz von Asturien scheint jedoch nichts von jenem alten heroischen Stolze und jener Unabhängigkeitsliebe gefühlt zu haben, die sich für den künftigen König von Spanien geziemt hätten. Ihn empörte es nicht, daß Buonaparte in Spanien, in ganz Europa gebot; weit entfernt, sich dem französischen Einflusse entziehen zu wollen, bewarb er sich vielmehr zum Behuf seiner eigenen besondern Zwecke um die Gunst Napoleons, indem er seine Bereitwilligkeit bezeigte, seine eigenen Interessen mit denjenigen Napoleons und seiner Dynastie durch ein unauflösliches Band zu verknüpfen. Von einigen spanischen Granden, die mit Godoy und seiner Verwaltung höchst unzufrieden waren, berathen, schrieb er einen geheimen Brief an Buonaparte, worin er die höchste Hochachtung für seine Person ausdrückte, und den traurigen Zustand des einst so blühenden Spaniens schilderte, wie er unter der Regierung des gutmüthigen, aber durch schlechte Rathgeber verleiteten Königs, seines Vaters, geworden. Um den Anschlägen dieser treulosen Menschen zu begegnen, erbat sich der Prinz den guten Rath und den Schutz des Kaisers,

und als ein Unterpfand hievon die Hand einer Prinzessin aus dem kaiserlichen Hause.

So warf sich der Kronprinz von Spanien in die Arme oder besser zu den Füßen Napoleons, fand aber nicht die gehoffte Aufnahme. Buonaparte stand damals in Unterhandlungen mit Karl dem Vierten und mit demselben Godoy, den der Prinz entfernen oder stürzen wollte; und da die beiden ersten seine Absichten mit allen noch übrigen Kräften Spaniens befördern konnten, während der Prinz Ferdinand keine wirkliche Macht und Ansehen besaß, so war eine Allianz mit ihnen einstweilen vorzuziehen. Das Anerbieten des Prinzen, von dem sich bei einer künftigen Gelegenheit Nutzen ziehen ließ, wurde vorderhand weder angenommen, noch abgelehnt; Napoleon äußerte sich gar nicht darüber. Das Schicksal der königlichen Familie lag sonach in der Hand des Fremden, und war vermuthlich schon entschieden. Ehe er aber die Bourbons aus Spanien vertrieb, hielt Napoleon es seiner Politik für zuträglicher, sich ihrer Macht zur Unterwerfung von Portugall zu bedienen.

Die Blüte der spanischen Armee, ein Korps von 16,000 Mann, unter dem Marquis von de la Romana, war in der Eigenschaft eines Auxiliarkorps in den Norden von Europa geschickt worden. Eine andere Abtheilung, von O' Farrel befehligt, stand in Toscana. Da das Königreich sonach durch die

Abwesenheit seiner besten Truppen gleichsam entwaffnet war, so mußte die Eroberung von Portugall zum Vorwande dienen, um die ganze Halbinsel mit französischen Truppen zu überziehen.

Portugall befand sich unter einer gar schwachen Regierung. Seine Armee war zu Grunde gerichtet, von seinem Adel aller Geist und Muth gewichen; seine einzige Hoffnung, noch ferner dem Namen nach als ein unabhängiger Staat bestehen zu können, beruhte auf den Mitteln, mit denen es sich die Gnade Frankreichs erkaufen konnte, und einigermaßen auf dem Glauben, daß Spanien die Verletzung seines eigenen Gebiets, zum Behuf der Vernichtung eines harmlosen Nachbars und Alliirten nicht zugeben werde.

Bald nach dem Frieden von Tilsit, ward der Prinzregent von Portugall, von Frankreich und Spanien zu gleicher Zeit aufgefordert, seine Seehäfen den Engländern zu verschließen, alles brittische Eigenthum zu confisciren und die brittischen Unterthanen, die sich auf seinem Gebiete betreten lassen würden, verhaften zu lassen. In die erste dieser Forderungen fügte sich der Prinz nur ungern; die zweite verwarf er durchaus als eine Verletzung der Verträge und der Gastfreundschaft; die englischen Kaufleute erhielten einen Wink, daß sie klug daran thun würden, ihre Geschäfte einzustellen und ein

Land

Land zu verlassen, das ihnen nicht länger Schutz gewähren könne.

Mittlerweile wurde zu Fontainebleau ein sonderbarer Vertrag zur Theilung des alten Königreichs Portugall abgeschlossen und ein Operationsplan entworfen, nach welchem dieses Land von französischen und spanischen Truppen erobert und in drei Theile etheilt werden sollte. Die nördlichen Provinzen waren als ein kleines Fürstenthum für den König von Hetrurien, der dagegen seine italienischen Besitzungen an Napoleon abtrat, bestimmt; einen andern Theil sollte Godoy als souverainer Fürst erhalten, mit dem Titel eines Königs von Algarbien; ein dritter sollte bis zu Ende des Krieges sequestrirt bleiben. Durch den Vertrag von Fontainebleau erhielt Napoleon zwei wichtige Vortheile; erstens den, daß Portugall erobert werden durfte; zweitens den, daß spanische Truppen dazu mitwirken sollten, wodurch Spanien seiner Vertheidigungsmittel beraubt werden mußte. Es ist nicht zu glauben, daß Buonaparte gesonnen gewesen sey, den Bestimmungen dieses Vertrages, die den König von Hetrurien und Godoy betrafen, irgend eine Folge zu geben.

Junot, einer der habsüchtigsten, ausschweifendsten und schändlichsten französischen Generale, ein Mann, den Buonaparte selbst als ein Ungeheuer von Raubsucht gebrandmarkt hatte, erhielt den Auf=

trag, nach Lissabon zu ziehen und eine Nation, die weder den Krieg veranlaßt hatte, noch sich zur Wehre setzte, mit dem Joche der Angreifer zu versöhnen.

Zwei Nebenarmeen, zum Theil aus Franzosen, zum Theil aus Spaniern bestehend, unterstützten den Angriff von Junot. Eine französische Armee von 40,000 Mann ward zu Bayonne zusammengezogen, angeblich, um zufolge des Vertrags von Fontainebleau als Reservearmee in dem Falle verwendet zu werden, wenn England Truppen nach Portugall senden sollte; es war in dem Vertrage ausdrücklich bestimmt, daß diese Armee nur in diesem kritischen Falle das spanische Gebiet betreten dürfe. Es wird sich sogleich zeigen, wozu diese Reservearmee eigentlich bestimmt war, und unter welchen Umständen dieselbe in Spanien einrücken sollte.

Inzwischen rückte Junot in so beschleunigten Märschen gegen Lissabon vor, daß dadurch seine Armee sehr zerrüttet und erschöpft wurde. Dies kam aber um so weniger in Betracht, als der Prinzregent, überzeugt, keinen rechten Widerstand leisten zu können, beschlossen hatte, durch keine fruchtlosen Vertheidigungsanstalten den Angreifern einen Vorwand zu geben, Portugall wie ein erobertes Land zu behandeln. Noch in der letzten Zeit fügte er sich in die strengen Bedingungen, die Spanien und Frankreich ihm vorgeschrieben, indem er ein Ver-

zeichniß von allen brittischen Unterthanen und allem brittischen Gut aufnehmen ließ; aber absichtlich zögerte er mit der Ausführung, bis nur noch wenige da waren, welche die Maßregel treffen konnte. Die brittische Kaufmannschaft, die schon so lange zu Lissabon ansässig gewesen war, hatte den Tajo am 18. October zum allgemeinen Bedauern der Einwohner verlassen. Der brittische Gesandte, Lord Strangfort, mußte, wie sehr er auch den Prinzregenten, der nur aus Zwang so handelte, bedauern mochte, nichts desto weniger diese unfreundlichen Maßregeln als eine Erklärung gegen England ansehen. Er nahm das brittische Wappen ab, verließ Lissabon und begab sich an Bord von Sir Sidney Smith's Geschwader, das damals im Tajo lag. Hierauf sandte man den Marquis von Marialva als außerordentlichen Gesandten an die Höfe von Frankreich und Spanien, um ihnen anzuzeigen, daß der Prinzregent alles, was man von ihm verlangt, gethan habe, und deßwegen bitte, es möchte der Marsch ihrer Armeen nach Lissabon eingestellt werden.

Indessen war Junot mit seiner Armee über die portugiesische Grenze gegangen, um, wie er sagte, den Portugiesen Hülfe zu bringen, von Lissabon das Schicksal von Kopenhagen abzuwenden, und die Einwohner von dem Joche der Seetyrannen zu befreien. Er versprach die beste Mannszucht von seinen Truppen beobachten zu lassen, zu einer Zeit, wo di

Plünderungen und Erpressungen der Franzosen, durch ruchlosen Spott und Entweihung des Heiligen noch geschärft, den Abschen eines religiösen Volkes erregte. Nichts hielt jedoch die Schnelligkeit seines Marsches auf; denn er wußte wohl, wie viel seinem Herrn daran gelegen sey, die Mitglieder der königlichen Familie und besonders den Prinzregenten in seine Gewalt zu bekommen.

So nachgiebig und vorsichtig der Prinz aber auch war, so benahm er sich bei dieser Gelegenheit doch, wie es sich für einen Erben des Hauses Braganza ziemte. Er hatte beschlossen, sich nicht vor dem Feinde in den Staub zu werfen, nicht als Gefangener seinen Triumph zu schmücken. Das Königreich Portugal besaß jenseits des atlantischen Meers große Reiche, wohin sich die königliche Familie flüchten konnte. Der brittische Gesandte bot hiezu die Dienste des englischen Geschwaders an, un sprach, wie man jetzt gewiß weiß, im Namen seiner Regierung die Versicherung aus, daß Großbritannien keine Regierung, die von den Feinden zum Nachtheil des Hauses Braganza eingesetzt werden möchte, anerkennen werde.

Der Prinzregent schiffte sich mit der ganzen königlichen Familie am Bord der portugiesischen Linienschiffe ein, die man hiezu, so gut es in der Schnelle anging, ausgerüstet hatte; und so sah das moderne Europa zum ersten Mal das Schauspiel ei-

ner in früheren Zeiten nicht seltenen Auswanderung von Königen und Fürsten, die, durch den starken Arm der Gewalt aus ihren heimathlichen Sitzen vertrieben, in weit entlegenen Ländern sich neue aufsuchten. Die königliche Familie ging unter den Thränen, dem Geschrei und den Segnungen des Volkes auf demselben Fleck zu Schiffe, wo Vasco de Gema *) die Anker gelichtet hatte, um für Portugall neue Reiche im Osten zu entdecken. Das Wetter war düster wie die Theilnehmer und Zeugen dieser ergreifenden Scene; und die Festigkeit des Prinzregenten ward von der Nation, die er verließ, gepriesen, weil diese überzeugt war, daß seine längere Anwesenheit ihm nur Unbilden zuziehen, ihr selbst aber durchaus keinen Nutzen bringen konnte.

Junot, noch einen Tagmarsch von Lissabon entfernt, gerieth fast ausser sich vor Wuth, als er diese Kunde erhielt. Er wußte wohl, wie sehr die Flucht des Prinzen und der Entschluß, den er gefaßt, den Glanz seiner eigenen Thaten in den Augen seines Herrn vermindern mußte. Hätte er sich der Person des Prinzregenten bemächtigen können, so würde Napoleon ihn vermocht haben, Brasilien an ihn abzutreten; Besitzungen jenseits des Meeres hätten für ihn den ganzen Reiz der Neuheit gehabt. Da

---

*) 28sten November 1607.

jetzt das Reich des Hauses von Braganza in der neuen Welt ganz außer seinem Bereich gestellt war, so hatte Junot allerdings Grund, zu fürchten, daß das Fehlschlagen dieses Planes ihm die Ungnade seines Herrn zuziehen würde.

Am 1ten December kam der französische Vortrab, durch die Gewaltmärsche erschöpft, in seiner Ausrüstung übel zugerichtet und überhaupt in schlechtem Zustande vor der Stadt an, und der General konnte noch die Segel der Schiffe erblicken, die ihm einen so köstlichen Theil seiner Beute entführt hatten. Junot wußte sich jedoch, im Vertrauen auf seine Verdienste, bald genug wieder zu fassen. Er war mit Buonaparte schon seit dem Anfange seines Glückes als ein treuer Anhänger in Verbindung gestanden. Dieser Umstand und seine Verheirathung mit einer Dame, Namens Comnene, die aus dem Blute der griechischen Kaiser entsprossen zu seyn vorgab, berechtigten ihn, wie er meinte, zu der Hoffnung, den erledigten Thron von Lissabon aus der Hand seines Herrn zu erhalten. Einstweilen verfuhr er wie ein unumschränkter Gewalthaber. Er nahm das Haus des reichsten Kaufmanns in Besitz, und ob ihm gleich monatlich 1200 Crousaden als Tafelgelder ausgesetzt wurden, so zwang er doch seinen Wirth, den ungeheuern Aufwand, den er sich erlaubte, allein zu tragen. Die Offiziere machten es eben so, und die Soldaten säumten nicht, die-

sem Beispiele zu folgen. Die Erpressungen und Räubereien, die in Lissabon verübt wurden, schienen alle früheren Ausschweifungen der französischen Armee weit hinter sich zu lassen. Dies führte zu Händeln zwischen den Franzosen und den Einwohnern; es floß Blut; öffentliche Hinrichtungen fanden Statt; die Eingedrungenen lösten den noch übrigen Theil der portugiesischen Armee ganz auf, und zeigten die unverkennbare Absicht, das Königreich als ihr Eigenthum festzuhalten.

Diese Absicht ward zuletzt sogar in einer offiziellen Urkunde oder Proklamation ausgesprochen, die Junot auf Napoleons Befehl erließ. Es hieß darin, der Prinz von Brasilien habe dadurch, daß er das Königreich verlassen, wirklich der Souveränität entsagt, Portugall sey nun ein Theil der Besitzungen Napoleons geworden, und solle für jetzt im Namen des Kaisers von dem französischen Obergeneral regiert werden. Demnach wurde die französische Flagge aufgesteckt und das Wappen Portugalls überall abgenommen. Das Eigenthum des Prinzregenten und aller derjenigen, die ihm gefolgt waren, wurde mit Sequester belegt; doch sollten diejenigen, die vor dem 15. Februar (die Proklamation war am 1. Februar erlassen worden) zurückkehren würden, das Ihrige wieder zurück erhalten. Sodann ward dem unglücklichen Lande eine Contribution von vierzig Millionen Crousaden, oder von

vier und einer halben Million Pfund Sterling angesonnen, die auf eine Bevölkerung von etwas weniger als drei Millionen Seelen gelegt, auf den Kopf ungefähr dreißig Schillinge betrug; was von dem größten Theil des Volks nicht erschwungen werden konnte, mußte von den höhern und mittlern Klassen, die noch einiges Vermögen besaßen, bezahlt werden. Da gar nicht so viel Geld im Lande war, so wurden Preciosen, Silbergeschirr, brittische Handelsgüter und Kolonialwaaren an Geldesstatt angenommen. Einige französische Offiziere spekulirten auf diese leztern Artikel, indem sie dieselben nach Paris sandten, wo sie mit Vortheil verkauft wurden. Einige wurden Geldmäckler und discontirten Geldpapiere. So sehr verliert das Waffenhandwerk seinen ehrenvollen uneigennützigen Charakter, wenn diejenigen, die es treiben, auf den Erwerb ausgehen.

Die Proklamation vom 2. Februar, welche die Regierung Portugalls dem General Junot, als dem Stellvertreter des französischen Reichs, übertrug, schien den Vertrag von Fontainebleau gänzlich aufzuheben, und that dieß auch wirklich, nur mit Ausnahme derjenigen Artikel, die Napoleon zu seinem Vortheil noch gelten zu lassen für gut fand. Anlangend das sogenannte Fürstenthum von Algarbien, das dem Godoy verliehen werden sollte, so war davon gar nicht mehr die Rede; auch befand sich dieser nicht in einer Lage, daß er auf einer solchen,

in dem Vertrage allerdings begründeten Forderung, hätte bestehen können.

Während die Franzosen Portugall in Besitz nahmen, fiel in der königlichen Familie zu Madrid eine jener schändlichen Scenen vor, die dem Falle wankender Throne, manchmal vorangehen.

Wir haben bereits erwähnt, daß der Prinz von Asturien mit seinem Vater, oder vielmehr mit dem Minister seines Vaters, unzufrieden war, und, um sich des Schutzes des französischen Kaisers zu versichern, sich mit dessen Familie zu verbinden wünschte, daß aber der Kaiser ihm sein Gesuch vorderhand nicht gewähren wollte. Indessen scheint eine beträchtliche Partei, an deren Spitze der Herzog von Infantado und der Chorherr Escoiquiz, der vormalige Erzieher des Prinzen, standen, im Vertrauen auf Ferdinands Popularität, damit umgegangen zu seyn, den alten König abzusetzen und Godoy zu entfernen. Das Komplott ward entdeckt, der Prinz verhaftet, und der König nahm die Gerechtigkeit Napoleons und die Meinung der Welt mit vielem Lärm in Anspruch. Er behauptete, die Verschwornen hätten ihm und seinem treuen Minister nach dem Leben gestellt, und wollte dieses durch zwei Briefe beweisen, die Ferdinand an seine Eltern geschrieben, und worin er in allgemeinen Ausdrücken bekennt, seine Pflicht gegen seinen Vater und Oberherrn verletzt zu haben, auch erklärt, „daß er seine

Rathgeber angegeben habe, Reue fühle und um Verzeihung bitte.“ Die Wahrheit dieser Sache ist nicht leicht auszumitteln. Daß eine Verschwörung bestanden habe, ist mehr als wahrscheinlich; der vorgehabte Vatermord ist wahrscheinlich eine Uebertreibung und etwas, das sich ein so schwacher Mann, wie Karl der Vierte, von seinem Weibe und ihrem Buhlen leicht in den Kopf setzen ließ.

Wie die Sachen in diesem zerrütteten Hause standen, wandten sich Vater und Sohn an Napoleon, den erhabenen Freund und Allirten Spaniens, und den natürlichen Schiedsrichter in den Streitigkeiten der königlichen Familie. Aber Napoleon hatte Absichten, die er nicht durchsetzen konnte, wenn er der einen Parthei einen entschiedenen Sieg über die andere gewährte. Sein Gesandter, Beauharnois, mußte für den Prinzen von Asturien eine Fürbitte einlegen. Karl der Vierte und sein Minister wurden sehr darüber bestürzt, daß ein ungehorsamer Sohn solchen Schutz finde. Sie erlaubten sich, auf den geheimen Brief des Prinzen von Asturien an Napoleon anzuspielen, und äußerten die Hoffnung, daß der große Kaiser nicht gemeint seyn werde, einen aufrührerischen Sohn durch die Aufnahme in seine kaiserliche Familie der verdienten Strafe zu entziehen. Die Berührung dieser Saite war es, was Buonaparte gewünscht hatte. Er nahm davon Anlaß, eine stolze, abschreckende und beleidigte Miene

gegen den regierenden König anzunehmen, der an seiner Rechtlichkeit zu zweifeln schien, und nicht mit der gehörigen Achtung eine Dame aus dem kaiserlichen Hause zur Sprache gebracht hatte.

Godoy erschrack über die Deutung, die der allgewaltige Gebieter über sein und seines Herrn Schicksal ihren beiderseitigen Vorstellungen gegeben hatte. Izquierdo, der spanische Gesandte, erhielt die Weisung, dem Kaiser zu erklären, daß dem König von Spanien eine Familienverbindung mit dem kaiserlichen Hause höchst erwünscht seyn würde. Karl schrieb eigenhändig in derselben Absicht an den Kaiser. Allein Napoleon fand es seiner Politik gemäß, den Stolzen, Sträubenden und Beleidigten zu spielen, und, nachdem sich Vater und Sohn auf seine Entscheidung berufen hatten, beide in peinlicher Erwartung hinzuhalten. Mittlerweile verschaffte ihm eine neue Aushebung eine frische Armee, und 40,000 Mann wurden zu Bayonne aufgestellt, um seiner Vermittlung der spanischen Angelegenheiten Nachdruck zu geben.

Um diese Zeit trug er kein Bedenken, den fähigsten seiner Rathgeber, Talleyrand und Fouché, seinen Entschluß zu eröffnen, daß der spanische Zweig des Hauses Bourbon zu regieren aufhören solle. Dieser Plan ward von beiden Staatsmännern, besonders von Talleyrand, sehr hartnäckig bekämpft. Später hielt es Napoleon für gerathener, die Sch

des spanischen Krieges, so wie die Hinrichtung des Herzogs von Enghien auf Talleyrand zu wälzen. Fouché erzählt in seinen Memoiren auf eine sehr interessante Weise, was er bei dieser Gelegenheit dem Kaiser gesagt habe, und wir sind sehr geneigt, ihm hierin vollen Glauben zu schenken. Die Gründe für und gegen diese außerordentliche und entscheidende Maßregel sind in diesen Memoiren umständlich angeführt. „Ueberlassen Sie Portugall seinem Schicksal,“ sagt Fouché; „es ist in der That weiter nichts, als eine englische Kolonie. Aber dieser König von Spanien hat denn doch nichts gethan, worüber Sie sich beschweren könnten; er hat sich wie der unterthänigste ihrer Präfecten benommen. Ueberdies sehen Sie sich für, daß Sie die Spanier nicht falsch beurtheilen. Es giebt jetzt unter ihnen eine französische Partei, die Sie als einen großen und mächtigen Herrscher, Fürsten und Alliirten verehrt. Aber sie sollten bedenken, daß die Spanier nicht das deutsche Phlegma haben. Sie hängen an ihren Gesetzen, ihrer Regierung, ihren alten Gebräuchen. Man würde sehr irren, wenn man den Nationalcharakter nach demjenigen der höhern Stände beurtheilen wollte; diese sind, wie überall, verdorben und gegen ihr Vaterland gleichgültig. Noch einmal, hüten Sie sich, durch einen solchen Schritt aus einem unterwürfigen, nützlichen und zinsbaren Königreiche eine zweite Vendée zu machen.“

Um diese prophetischen Bemerkungen zu widerlegen, berief sich Buonaparte auf die Elendigkeit der spanischen Regierung, auf den Blödsinn des Königs und die Nichtswürdigkeit seines Ministers; von dem spanischen Volke meinte er, es würde, wenn es sich auch von seinen Mönchen sollte aufhetzen lassen, auf den ersten Kanonenschuß zerstieben. „Ich spiele ein Spiel, das mir unermeßlichen Gewinn bringen kann — ich werde das Familiensystem der Bourbons auf meine eigene Dynastie übertragen und Spanien für immer an das Schicksal Frankreichs knüpfen. Erinnern sie sich, daß in dem unermeßlichen Reiche Karls des Fünften die Sonne nicht untergeht.“

Fouché äußerte noch den Zweifel, ob nicht Rußland durch die beharrliche Widersetzlich it Spaniens ermuthigt werden möchte, seine Verbindunge mit England wieder anzuknüpfen, so daß alsdann das Reich Napoleons zwischen zwei Fe uer gebracht würde. Diesen Verdacht verlachte Buonaparte als den eines Polizeiministers, der zufolge seines Amtes an keine Aufrichtigkeit glaube. Der Kaiser von Rußland, sagte er, sey ganz gewonnen, und ihm völlig ergeben. So ließ sich Napoleon vergebens vor dem Unheil warnen, das über ihn kommen sollte, und beharrte auf seinem Vorhaben.

Doch ehe er auf die lockende Beute, die Spanien für ihn war, herabfuhr, machte er in größter

Eile einen Abstecher nach Italien, wozu er mehr als einen Grund hatte. Er wollte fürs Erste seinen Verkehr mit der königlichen Familie von Spanien abbrechen, um nicht seine Forderungen bestimmt aussprechen zu müssen, noch ehe er sie mit offener Gewalt durchsetzen konnte. Ein anderer Grund war, aus dem Vertrage von Fontainebleau noch den größten Vortheil für sich zu ziehen, ehe er denselben als ein unbedeutendes Papier ganz bei Seite warf; denn dieß sollte er in Beziehung auf alle diejenigen Punkte seyn, die er zum Vortheil Anderer enthielt. Auf diesen Vertrag sich berufend, wies er aus Toscana, oder Hetrurien, wie man es nannte, die verwittwete Königin dieses Landes. Sie erfuhr jetzt zum ersten Mal, daß sie zufolge einer Uebereinkunft, an der sie keinen Theil genommen, nicht nur ihre erblichen, sondern auch diejenigen Besitzungen, die ihr Napoleon selbst garantirt hatte, verlieren und dafür eine Entschädigung in Portugall erhalten sollte. Dies vermehrte noch ihren Kummer. „Sie verlange nicht," sagte sie, „auf Kosten eines Dritten entschädigt zu werden, am wenigsten auf Kosten einer Schwester und Freundin." Als sie nach Spanien kam, und den König, ihren Vater, um Abhülfe und Aufklärung bat, mußte sie erfahren daß der Vertrag von Fontainebleau nur in sofern gelte, als sie dadurch ihrer Länder beraubt werde; daß dagegen die Bestimmung desselben, ihre Ent-

schädigung betreffend, null und nichtig sey. Zu einer andern Zeit, oder in einer andern Geschichte würde dieses Verfahren als ein Akt der ärgsten Unterdrükkung und Tyrannei großes Aufsehen gemacht haben. Aber durch die weit wichtigeren Angelegenheiten von Spanien wurden die von Hetrurien in Schatten gestellt.

Nach so vielen im Hintergrunde getroffenen Vorkehrungen wollte Buonaparte die Eröffnung des großen von ihm entworfenen Schauspiels nicht länger verschieben. Er schrieb von Italien aus an den König von Spanien, er gebe seine Einwilligung zu der in Vorschlag gebrachten Verheirathung des Prinzen von Asturien mit einer seiner Verwandtinnen; und nachdem er solchergestalt bis zum letzten Augenblicke alle äußern Zeichen der Freundschaft beobachtet hatte, gab er der zu Bayonne versammelten französischen Armee den Befehl, auf verschiedenen Punkten in Spanien einzurücken und sich der starken Festungen, durch welche die Grenzen dieses Königreichs gedeckt sind, zu bemächtigen.

Fünftes Kapitel.

Pampeluna, Barcelona, Monjouic und St. Sebastian werden durch eine List von den Franzosen genommen. — König Karl beschließt, sich nach Südamerika zu begeben. — Aufstand zu

Aranjuez aus dieser Veranlassung. — Karl entsagt der Krone zu Gunsten Ferdinands. — Murat zieht in Madrid ein. — Karl wiederruft seine Entsagung. — General Savary kommt nach Madrid. — Napoleons Schreiben an Murat, die Invasion von Spanien betreffend. — Man beredet Ferdinand, sich zu Napoleon zu begeben. — Er macht zu Vittoria Halt, und erfährt zu spät, was Napoleon mit ihm vorhabe. — Er findet sich zu Bayonne bei Napoleon ein. — Napoleon sezt Escoiquiz und Cevallos von seinen Absichten in Kenntniß; diese lassen sich aber nicht gewinnen. — Er bescheidet den König, die Königin und Godoy nach Bayonne. — Aergerliche Scene mit Ferdinand, der dahin gebracht wird, der Krone zu Gunsten seines Vaters zu entsagen, der dieselbe den folgenden Tag an Napoleon abtritt. — Diese Uebertragung wird mit Widerwillen von Ferdinand bestätigt, der hierauf mit seinen Brüdern in eine glänzende Haft nach Valençay gebracht wird. — Joseph Buonaparte erhält den spanischen Thron und kommt nach Bayonne. — Einberufung der spanischen Notabeln.

Kein Wort ward gesprochen, nicht das mindeste geschah, um das Einrücken dieser großen französischen Armee in das freie Gebiet einer befreundeten Macht zu verhindern. Weder der König, noch Godoy, noch irgend jemand wagte es, sich über die grobe Verletzung des Vertrags von Fontainebleau zu beschweren, worin zwar die Bildung einer Reservearmee zu Bayonne ausgesprochen, jedoch ausdrücklich bedingt war, daß dieselbe nur mit Bewilligung der spanischen Regierung die Grenze überschreiten dürfe. Als Freunde und Alliirte in den Städten aufgenommen, dachten die Ueberzieher vor Allem daran, zum Theil mit List, zum Theil mit Gewalt, sich der Festungen

stungen

stungen und Zitadellen zu bemächtigen, die der Schlüssel Spaniens auf der französischen Grenze waren. Die Details hievon sind merkwürdig.

Zu Pampeluna belustigten sich französische Soldaten dem Scheine nach damit, daß sie sich auf dem Vorplatze der Zitadelle einander mit Schneeballen bewarfen, und trieben diesen Kurzweil so lange, bis sie Gelegenheit fanden, auf die Zugbrücke zu kommen, sich des Thors zu bemächtigen und eine hiezu in Bereitschaft gehaltene Abtheilung ihrer Kameraden einzulassen — und damit war die Zitadelle genommen.

Duhesme, der die nach Barcelona entsandten französischen Truppen befehligte, hatte von dem spanischen Gouverneur die Erlaubniß erhalten die Wachen von seinen Soldaten in Gemeinschaft mit den spanischen beziehen zu lassen. Er sprengte dann aus, seine Truppen hätten Befehl erhalten, wieder abzumarschiren, und nahm davon Anlaß, dieselben vor der Zitadelle aufzustellen. Unter dem Vorwandel, dieselben zu mustern, ritt ein französischer General zu ihnen hin und von da an das Thor der Zitadelle, als wolle er mit dem französischen Theil der Wachmannschaft sprechen. Eine Abtheilung italienischer leichter Infanterie folgte dicht hinter ihm und seiner Begleitung — und siehe! da, die Zitadelle von Barcellona war in den Händen der Franzosen. Montjouic, eine andere Zitadelle, hatte dasselbe Schicksal.

St. Sebastian wurde von einem Korps Franzo-

sen, die man als Kranke in das Hospital aufgenommen hatte, überwältigt.

Sonach war die erste Frucht der französischen Invasion die unbestrittene Besetzung dieser vier Festungen, von denen jede ein ganzes Heer Jahre lang unter ihren Wällen hätte aufhalten können.

Nichts kommt der Bestürzung der spanischen Nation gleich, als sie ihre Grenzen überschritten und vier der unüberwindlichsten Festungen der Welt so leicht erobern und gewonnen sah. Entrüstung und Gram malten sich auf allen Gesichtern; und hätte Karl und sein Sohn auch noch in dieser späten Stunde das Volk zu den Waffen gerufen, es würde sich nicht säumig gezeigt haben. Allein Godoy, der der ganzen Nation verhaßt war und voraussah, daß er das Opfer einer allgemeinen patriotischen Erhebung werden würde, getraute sich nur solche Rettungsmittel in Vorschlag zu bringen, die zunächst ihm zu gut kommen mußten. Er hatte jezt auf einmal Napoleons Absichten auf Spanien erkannt und sah für die königliche Familie kein anderes Heil, als die Befolgung des in Portugal gegebenen Beispiels; er meinte, sie sollte, wie das Haus Braganza aus Veranlassung der spanischen Invasion auch gethan, in ihre südamerikanischen Besitzungen fliehen.

Was aber der von einer überlegenen Macht bedrängte Prinz von Brasilien in seiner Lage wohl thun konnte, und als ein großherziger Entschluß, persön-

licher Gefangenschaft zu entgehen, gepriesen werden muß, wäre von Seiten des Königs von Spanien Verzagtheit und die Verlassung eines Postens gewesen, zu dessen Behaup ung es ihm noch nicht an Mitteln fehlte.

Demungeachtet ward auf Godoy's Rath die Flucht nach Amerika beschlossen; es wurden eiligst Truppen in Madri d zusammengezogen, um die königliche Familie nach Cadix, wo sie sich einschiffen wollte, sicher zu geleite n. Die Verlegenheit und der Schrecken des K önigs wurde absichtlich durch ein n Brief von Na-p oleon gesteigert, worin dieser seinen Unwillen über die Kälte bezeigt, mit welcher Karl die vorgeschlagen e Verbindung mit seinem Hause behandelt habe. Der eingeschüchterte König erwiederte, daß er nichts seh nlicher wünsche, als die gleichbaldige Vollziehung der Heirath, betrieb aber zu gleicher Zeit so viel wie mögl ich die Anstalten zu seiner Abreise. Dies war wahrscheinlich gerade das, was Napoleon wollte. Ging der König wirklich nach Amerika, so konnte man sich seines Namens bedienen, um die Partei des Prinzen von Asturien im Zaum zu halten; und die Hoffnung, Einfluß auf die Länder zu erhalten, welche die Geburtsstätte der edlen Metalle sind, wurde noch vermehrt, wenn sie unter die unmittelbare Herrschaft des schwachen Königs und des schändlichen Godoy k men.

Indessen wurde der Entschluß des Königs, sich

von Aranjuez nach Cadix, und von da nach Neuspanien zu begeben, unter allen Volksklassen ruchbar. Der Rath von Castilien machte Vorstellungen und der Prinz von Asturien that mit seinem Bruder die stärkste Einsprache. Das gemeine Volk, die Ansichten des Kronprinzen und des Rathes theilend, sah in der Abreise des Königs das Werk des verhaßten Godoy, und drohte dieselbe mit Gewalt zu verhindern. Der unglückliche, ganz außer Fassung gebrachte Monarch änderte sein Vorhaben, oder wenigstens seine Sprache, mit jedem neuen Rath und auf jeden neuen Lärm.

Am 17ten Mai waren die Mauern des Palastes mit einer königlichen Proklamation bedeckt, worin Seine Majestät den Entschluß verkündete, sich nicht von den Unterthanen zu trennen, und ihr Schicksal zu theilen. Große Volkshaufen versammelten sich nun freudig unter dem Balcon, auf welchem die königliche Familie erschien, um den Dank des Volkes für den Entschluß, bei ihm zu bleiben, zu empfangen. Allein noch an demselben Abend schienen die Bewegungen unter den Garden und das Gedränge von Kutschen und Rüstwagen eine gleichbaldige Abreise anzudeuten. Während nun die Gemüther der Zuschauer durch solche Anzeichen, die mit der königlichen Proklamation so sehr im Widerspruch standen, in die heftigste Bewegung geriethen, entstand zufälligerweise ein Streit zwischen einem königlichen Leib-

garden und einem der Umstehenden, wobei jener ein Pistol abfeuerte. Wäre dieser Schuß in ein Pulvermagazin gefallen, er hätte nicht schneller gezündet, als er die Gefühle des Volkes zum Ausbruch gebracht hat. Die wenigen Leibwächter, die standhaft blieben, konnten der rasenden Menge keinen Einhalt thun. Man ließ nun ein Regiment unter dem Befehl von Godoy's Bruder anrücken; aber die Soldaten machten ihren Anführer zum Gefangenen und schlugen sich zu der Menge. Es entstand ein großer Tumult; überall hörte man den Ruf: „Nieder mit Godoy!" und man sagt, es hätten sogar einige Stimmen die Abdankung oder Entsetzung des Königs verlangt. Godoy's Haus wurde in dieser Nacht geplündert, und an allen denen, die man für seine Freunde oder Rathgeber hielt, jede Gewaltthätigkeit verübt.

Gegen Morgen legte sich der Tumult, auf die Nachricht, daß der König seinen Minister entlassen habe. Aber der Pöbel fuhr fort, auf ihn zu fahnden, und entdeckte ihn auch endlich. Er wurde geprügelt und verwundet, und nur mit Mühe konnte Ferdinand ihn von einem gleichbaldigen Tode dadurch retten, daß er ihn den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern versprach. Das Volk war nun zufrieden mit dem, was es erlangt, als noch, um seine Freude vollständig zu machen, der alte, schwache und unpopuläre König am 20sten März seine Krone an Ferdinand, den Liebling seiner Unterthanen, abtrat, und

den ungezwungenen Wunsch ausdrückte, sich vom Sitze der Regierung zu entfernen und sein Leben in Friede und Ruhe in einer entfernten Provinz zu beschließen. Dieser Entschluß war ohne Zweifel durch den Aufstand zu Aranjuez beschleunigt worden; auch ist die Stellung eines Sohnes, der nach dem herabfallenden Diadem seines Vaters greift, eben nicht schön und edel. Allein es ist doch sehr wahrscheinlich, daß der König diese Abdankung schon lange im Sinne hatte, und daß er dieselbe nur auf die Bitte der Königin und Godoys verschoben hat, die in der fortdauernden Regierung des alten Mannes das einzige Mittel sahen, sich im Besitze der Macht zu behaupten. Die Abdankung wurde von dem König selbst durch einen eigenhändigen Brief dem Kaiser Napoleon angezeigt.

Während die Mitglieder der königlichen Familie solchergestalt entzweit waren, kam die französische Armee unter den Befehlen von Joachim Murat, dem Schwager von Buonaparte, Madrid immer näher. Am Tage des Aufstandes von Aranjuez war Murat in Aranda de Duero, und sein beschleunigter Anmarsch forderte entscheidende Maßregeln von Seite der Regierung. Ferdinand hatte diejenigen Staatsmänner, welche die öffentliche Stimme als die wärmsten Patrioten, oder, was eben so viel sagen wollte, als die entschiedensten Gegner Godoy's bezeichnete, zur Staatsverwaltung berufen. Wie vortheilhaft man auch von dem Muthe dieser Männer denken mag, so war es

doch schon zu spät, diesem eingedrungenen Kriegsmann zu bedeuten, er solle Halt machen; er war ein Gast, der nur zu gut gewußt haben würde, den Mangel an freundlicher Aufnahme mit Gewalt zu ersetzen. Aber diesem bedenklichen Besuch sollte, wie man erfuhr, alsbald ein weit furchtbarerer folgen. Napoleon, der aus Italien nach Paris zurückgeeilt war, hatte bereits den Weg nach Bayonne eingeschlagen, in der Absicht, nach Madrid zu gehen, um die spanischen Angelegenheiten selbst ins Reine zu bringen.

Das Kommen des Kaisers von Frankreich wurde für den jungen König und seine neu eingesetzte Regierung noch bedeutungsvoller durch den Umstand, daß Beauharnois, der französische Gesandte, die Königswürde Ferdinands nicht anerkannte, sondern ein geheimnißvolles und ominöses Schweigen beobachtete, während die Vertreter der andern fremden Mächte dem neuen Souverain ihre Glückwünsche darbrachten. Zunächst erschien Murat in allem Kriegspompe; er brachte 10,000 Mann nach Madrid, wo sie mit aller Gastfreundschaft empfangen wurden; mehr als dreimal so viel verlegte er in die nächste Umgegend. Auch dieser Befehlshaber zeigte eine zweifelhafte und düstere Miene, und während er gegen Ferdinand Freundschaft und den besten Willen blicken ließ, vermied er es doch sorgfältig, eine Königswürde anzuerkennen. Man wies ihm den Palast von Godoy zur Wohnung an, wo man ihn auf das glänzendste

bediente und allen seinen Wünschen zuvorkam. Wie sehr man sich aber auch Mühe gab, ihn zu gewinnen, so begnügte er sich, auf Napoleons Entschluß hinzuweisen, mit dem Rathe, daß Ferdinand denselben abwarten und sich danach richten möge. In der eiteln, durch französische Einflüsterungen veranlaßten Hoffnung, daß ein Kompliment entweder den Sultan oder den Satrapen besänftigen könnte, wurde das Schwert von Franz dem Ersten, das man zum Andenken an seine Gefangennehmung in der Schlacht von Pavia aufbewahrt hatte, mit großer Feierlichkeit in einem reichen Behältniß Murat überreicht, mit der Bitte, solches dem Kaiser von Frankreich zuzustellen. Die Hoffnung, durch einen solchen Act der Schmeichelei Napoleons strenge Entschlüsse zu mildern, war gewissermassen die Handlung eines Menschen, der ein rothglühendes Eisen mit einem Tropfen wohlriechender Essenz löschen zu können wähnt.

Aber obgleich Murat und Beauharnois sich sehr hüteten, irgend etwas zu sagen, was ihren Herrn compromittiren könnte, so unterstüzten sie ihn doch sehr willig mit ihrem sogenannten freundschaftlichen Rathe. Beide riehten ihm, Napoleon bei seiner Ankunft in Spanien durch seinen Bruder, den Infanten Don Carlos, begrüßen zu lassen, und durch diese Ehrfurchtsbezeigung sich denselben geneigt zu machen. Ferdinand willigte ein, weil er es nicht abzulehnen wagte. Als man ihm aber vorschlug,

er möge seine Hauptstadt verlassen, und dem Kaiser im nördlichen Spanien, das bereits von französischen Truppen ganz besetzt war, entgegen kommen, wollte er nicht darauf eingehen, und erklärte auf den Rath von Cavallos, eines seiner klügsten Rathgeber, noch abwarten zu wollen, bis er die gewisse Nachricht erhalten haben werde, daß Napoleon wirklich über die Grenze gegangen sey. Dem französischen Kaiser auf spanischem Boden entgegenzugehen, konnte als Höflichkeit gelten, denselben in Frankreich aufzusuchen, wäre niederträchtig und unklug.

Indessen eröffnete Murat, unter dem Vorwandte, alle in dem Familienzwiste Betheiligten zu hören, ohne Wissen Ferdinands eine Korrespondenz mit dessen Vater und Mutter. Die Königin, für ihren Buhlen eben so eingenommen, als von unnatürlichem Hasse gegen ihren Sohn, den Feind Godoy's, entbrannt, athmete nichts als Rache gegen Ferdinand und seine Rathgeber; und zugleich versicherte der König, seine Abdankung sey nicht aus freiem Willen geschehen, er sey durch den Aufstand von Aranjuez und dessen Folgen dazu gezwungen worden. So verschaffte sich Buonaparte durch seine Agenten Dokumente, mittelst welcher, wenn Ferdinand sich nicht sollte fügen wollen, er dessen Ansprüche beseitigen und mit seinem Vater, der noch immer der rechtmäßige König von Spanien war, Unterhandlungen anknüpfen konnte.

Bald erschien ein neuer Schauspieler auf dieser bewegten Bühne. Es war Savary, welchem Buonaparte oft die kitzlichsten Unterhandlungen auftrug. Er kam, wie man sagte, um über den Aufstand von Aranjuez und die Abdankung des alten Königs genaue Erkundigungen einzuziehen. Er stellte sich, als glaube er, die Aufschlüsse, welche Ferdinand darüber gab, würden seinem Herrn eben so genügend erscheinen, als ihm selbst; und nachdem er dadurch, daß er die Sache und das Betragen des jungen Königs in allen Stücken guthieß, dessen Vertrauen gewonnen hatte, nahm er die Sprache eines freundschaftlichen Rathgebers an, um durch alle möglichen Gründe Ferdinand zu dem Entschlusse zu bringen, dem Kaiser auf seinem Wege nach Madrid entgegenzugehen; und dieser junge Fürst sah in seiner Bedrängniß kein anderes Mittel, als in das Verlangte zu willigen. Ein fremdes Heer von 40,000 Mann stand in und um Madrid. Murat's Verbindungen mit Frankreich waren durch ein anderes Heer von 30,000 Mann gesichert, während, mit Ausschluß jener spanischen Truppen, die sich als französische Hülfstruppen in weit entfernte Länder befanden, die übrigen Nationaltruppen, in dem ganzen Königreiche zerstreut und hie und da von den Franzosen beobachtet und im Zaum gehalten, vielleicht nicht über 30,000 Mann betrugen. Wenn also Ferdinand in Madrid blieb, so war er dort eben so sehr in der

Gewalt der Franzosen, als wenn er den Weg nach dem Norden einschlug und Napoleon entgegen ging; aber seine Hauptstadt zu verlassen und in einer entfernten Provinz den Schild gegen Frankreich zu erheben, schien ein von der Verzweiflung eingegebener Gedanke zu seyn.

Murat, durch seinen persönlichen Ehrgeiz bei der völligen Unterwerfung Spaniens betheiligt, schien kein Hinderniß mehr zu sehen, sobald einmal der militärische Widerstand beseitigt war. Aber Napoleons Scharfsinn sah viel tiefer; aus einem Briefe, den er am 29. März an Murat schrieb, läßt sich schließen, daß er sich versucht fühlte, eine Pause zu machen und noch einmal zu überlegen, welche Folgen die Ausführung seines Planes haben könnte. Die Abdankung Karls des Vierten hatte, wie er bemerkte, die spanischen Angelegenheiten sehr verwickelt und ihn selbst in große Verlegenheit gesetzt. „Glauben Sie nicht," fuhr er fort, „daß Sie es mit einer entwaffneten Nation zu thun haben und nur ihre Truppen zeigen dürfen, um Spanien zu unterwerfen. Die Revolution vom 20. März, wo Karl dem Throne entsagte, beweist, daß das spanische Volk noch Energie hat. Sie haben ein neues Volk vor sich, das ganz jenen Enthusiasmus zeigen wird, den man bei allen denen findet, deren politischer Sinn noch nicht durch Ueberreitzung abgestumpft ist. Der Adel und die Geistlichkeit sind die

Herren von Spanien. Fürchten sie einmal für ihre Privilegien und ihre politische Existenz, so werden sie Massen gegen uns aufbieten und der Krieg wird kein Ende nehmen. Ich habe dermalen Anhänger; erscheine ich aber als Eroberer, so wird mir keiner bleiben. Der Friedensfürst wird verabscheut, weil man glaubt, er habe Spanien an Frankreich verrathen. Dem Prinzen von Asturien fehlen zwar alle Eigenschaften eines Herrschers, demungeachtet wird man einen Helden aus ihm machen, sobald er gegen uns in die Schranken tritt. Man soll gegen die Personen der königlichen Familie durchaus keine Gewalt brauchen — wir müssen uns nicht unnöthigerweise verhaßt machen."

In diesem merkwürdigen Schreiben kommt Napoleon noch einmal auf die Gefahren eines Volkskriegs in Spanien, und auf diejenigen zurück, die aus der Einmischung der Engländer entstehen könnten; er überlegt dann weiter, was er zufolge seiner Politi zu thun habe. „Soll ich nach Madrid gehen und dort als oberster Schutzherr des spanischen Reiches auftreten, indem ich zwischen Vater und Sohn den Schiedsrichter mache? Wollte ich Karl und seine Minister wieder einsetzen, so ist zu bedenken, daß sie sich nicht drei Monate behaupten könnten, so unbeliebt sind sie. Auf der andern Seite ist Ferdinand der Feind Frankreichs; ihn auf den Thron setzen, hieße denjenigen Parteien ihren Willen thun,

die den französischen Einfluß schon längst vernichtet zu sehen wünschen. Eine Familienverbindung wäre nur ein schwaches Band."

„Ich billige es nicht, daß Euer Hoheit sich so eilig in den Besitz der Hauptstadt gesetzt haben. Sie hätten die Armee noch zehn Meilen von Madrid entfernt halten sollen. Sie konnten nicht wissen, ob das Volk und die öffentlichen Behörden den jungen König anerkennen würden. Ihre Ankunft hat ihm treffliche Dienste geleistet, indem sie die Spanier aufgeschreckt hat. Savary hat Befehl, sich mit dem alten König in Verbindung zu setzen; er wird Sie wissen lassen, was vorgeht. Indessen werden Sie sich benehmen, wie folgt: —

„Sie werden mich nicht in den Fall setzen, mich mit Ferdinand innerhalb Spanien besprechen zu müssen, es sey dann, daß mir zufolge der Lage der Dinge nichts übrig bleibt, als seine Regierung anzuerkennen. Sie werden den alten König, die Königin und Godoy mit der größten Höflichkeit behandeln und darauf sehen, daß ihnen dieselben Ehren erwiesen werden, wie zuvor. Sie müssen es so einrichten, daß die Spanier meine Absicht nicht errathen können. Dieß wird eben nicht schwer seyn, da ich selbst noch nicht weiß, was ich thun werde." Er empfiehlt ihm alsdann, alle Volksklassen so zu bearbeiten, daß ihnen eine engere Verbindung mit Frankreich als sehr vortheilhaft erscheine; er ermahnt

Murat, sein Interesse ausschließlich seiner eigenen Sorge anzuvertrauen; er gibt ihm den Wink, Portugall werde in seiner Verfügung bleiben, und empfiehlt die Handhabung der strengsten Mannszucht unten den französischen Soldaten. Zulezt macht er es ihm zur Pflicht, jede Erklärung mit den spanischen Generalen zu vermeiden und sich aller Einmischung in ihr Marschwesen zu enthalten. „Es darf," sagt er an einer andern Stell, „keine Lunte verbrannt werden;" und in einer andern sagt er fast prophetisch: — „Bricht der Krieg einmal aus, so ist Alles verloren."

Dieses Schreiben ist um so interessanter, als daraus erhellt, daß von allen Umständen des spanischen Aufstandes keiner dem Scharfblicke Napoleons entging, obgleich er durch seinen Ehrgeiz gerade auf dieselben Gefahren hingetrieben wurde, die er in seiner politischen Weisheit vorausgesehen und auf das genaueste bezeichnet hatte. Der unermeßliche Zweck, Spanien seinem Reiche einzuverleiben, schien werth, erstrebt zu werden, selbst auf die Gefahr hin, das kräftige spanische Volk unter die Waffen zu rufen und einen Nationalkrieg zu wecken, der, wie er selbst voraussah, von unabsehlicher Dauer seyn konnte.

Um indessen die Intriken Murat's zu unterstützen, ward zu gleicher Zeit eine untergeordnete Intrike betrieben, durch welche die wahren Absichten

Napoleons verhüllt und die Räthe Ferdinands überzeugt werden sollten, daß der Kaiser, weit entfernt, die Oberherrschaft über Spanien erstreben und dessen Unabhängigkeit vernichten zu wollen, sich mit einigen mäßigen Vortheilen begnügen würde. In dieser Absicht hatte Duroc dem spanischen Gesandten Izquierdo gewisse Bedingungen mitgetheilt, von denen die Räthe Ferdinands Kenntniß erhielten. Aus diesen Bedingungen ließ sich schließen, daß Napoleon von Spanien weiter nichts verlange, als das Königreich Navarra und einen Theil seiner nördlichen Grenze zum Ersatz für Portugall, das, wie Izquierdo in Erfahrung gebracht hatte, Napoleon an Spanien zu überlassen nicht abgeneigt seyn sollte. Wie viel sich auch gegen einen solchen Tausch einwenden ließ, so erschien er doch immer noch als geringes Lösegeld, wenn man die bedrängte Lage Spaniens und die Macht desjenigen, der das wehrlose Königreich mit starken Armen umfaßt hatte, in Erwägung zog.

Von Hoffnung und Furcht bewegt, im Bewußtseyn seiner Hülflosigkeit von Napoleon überwältigt, nahm Ferdinand seinen Entschluß, und kündigte seinem Staatsrathe an, er habe sich vorgenommen, nach Burgos zu gehen, um mit seinem aufrichtigen Freunde und mächtigen Bundesgenossen, dem Kaiser, zusammenzutreffen. Seine Abwesenheit, sagte er, werde nur wenige Tage dauern, und auf diese

Zeit hin ernenne er seinen Oheim, Don Antonio, zum Präsidenten des hohen Reichsrathes. Vor seiner Abreise machte Ferdinand noch den Versuch, in freundlichere Verbindung mit seinem Vater zu treten, erhielt aber zur Antwort, der König sehne sich nach Ruhe und wolle nicht gestört werden.

Am 11. April, an einem bösen Tage und zu einer schlimmen Stunde, wie die spanischen Romanzendichter sagen, trat Ferdinand seine Reise an, begleitet von Savary, der sich um diese Ehre eifrig beworben und versichert hatte, man würde Buonaparte zu Burgos treffen. Allein zu Burgos wußte man noch nichts von dem französischen Kaiser, und erst zu Vittoria erfuhr Ferdinand, er sey erst vor kurzem nach Bordeaux gekommen, und jezt auf dem Wege nach Bayonne. Er machte deßwegen zu Vittoria halt, wo Savary ihn verließ und nach Frankreich abging, um seinem Herrn zu melden, was er bis dahin ausgerichtet habe.

Indem er sich eben so wenig getraute, weiter zu gehen, als umzukehren, und sich doch nicht verbergen konnte, daß er sich in einer etwas lächerlichen Lage befinde, erfuhr Ferdinand von Don Mariano Urquijo zu Vittoria Dinge, die ihm die unangenehmen Augenblicke, die er dort zubrachte, nicht versüßen konnten. Dieser, durch nicht gemeine Talente ausgezeichnete spanische Edelmann hatte die Absichten Napoleons durchschaut, und war gekommen

men, um den jungen König und seine Rathgeber zu benachrichtigen, daß Napoleon damit umgehe, sich der königlichen Person zu versichern, die Dynastie der Bourbons abzusetzen, und ein Mitglied seiner Familie zu ihrem Nachfolger zu ernennen.

Ein anderer Spanier, Don Joseph Hervas, Schwager des Generals Duroc und Savary's vertrauter Freund, hatte über das Komplott solchen Verdacht geschöpft, daß Urquijo's Aussage dadurch bestätigt wurde. Der erstaunte Monarch und seine bestürzten Rathgeber konnten sich nur auf die Unwahrscheinlichkeit berufen, daß ein Held wie Napoleon auf solchen Verrath sinnen könne. „Menschen von außerordentlichen Talenten," entgegnete Urquijo, „begehen große Verbrechen, um große Zwecke zu erreichen, und werden darum nicht weniger Helden genannt." Er erbot sich, als Gesandter Ferdinands nach Bayonne zu gehen, und rieth ihm, auch jezt noch auf seine Flucht zu denken, und sich nach irgend einem Punkte seines Gebiets zu begeben, wo er, wenigstens frei, wenn auch nicht mächtig, auf gleichere Bedingungen mit Napoleon unterhandeln könnte.

Ferdinand meinte, es sey schon zu spät, diesem weisen Rathe zu folgen; und anstatt seine Rettung durch die Flucht zu versuchen, schrieb er an Napoleon, um sich auf alles, was er als treuer Freund und Alliirter für Frankreich gethan, zu berufen und sich dem

Kaiser geneigt zu machen. Die Antwort erfolgte sogleich und enthielt sehr beruhigende und ominöse Dinge. Der Kaiser behandelte darin Ferdinand als Prinzen von Asturien, nicht als König von Spanien — tadelte seinen lezten Schritt, ohne Wissen seines Vaters an ihn zu schreiben, und verwies ihm, gleichsam aus Achtung für die Rechte der Souverainität, sich des Arms des Volkes bedient zu haben, um seines Vaters Thron zu erschüttern. Er bemerkte, er habe den Friedensfürsten unter seinen Schutz genommen, und gab zu verstehen, er solle die Thorheiten seiner Mutter nicht aufdecken — er erlaubte sich sogar die höchst beleidigende Bemerkung, daß, wenn Ferdinand die Vergehungen seiner Mutter bekannt machte, er dabei Gefahr laufe, die Rechtmäßigkeit seiner eigenen Ansprüche in Zweifel zu stellen. Indessen versicherte er den Prinzen seiner fortdauernden Freundschaft, und bezeigte sein Verlangen, sich mit ihm über die Revolution von Aranjuez mündlich zu besprechen; er schloß mit der Erklärung, daß, wenn es mit der freiwilligen Abdankung Karls seine Richtigkeit habe, er nicht länger anstehen würde, Ferdinanden als König anzuerkennen.

Cevallos, schon oben als einer von Ferdinands weisesten Räthen erwähnt, hätte ihn gerne dazu vermocht, auf den Empfang eines so bedenklichen Briefes von Vittoria zurückzukehren. Selbst die Einwoh=

ner widersezten sich dieser unbesonnenen Reise, und gingen sogar so weit, daß sie die Zugstränge seiner Maulthiere abschnitten. Ferdinand ließ sich jedoch nicht abhalten; er betrat den französischen Boden und kam nach Bayonne, wo er ganz in die Gewalt des französischen Selbstherrschers gerieth, was, wie Napoleon an Murat geschrieben hatte, auf keinem Fleck des spanischen Gebiets möglich gewesen wäre. Ferdinand war jetzt auf jeden Fall eine Geißel, wenn nicht ein Gefangener.

Buonaparte empfing den besorgten Prinzen mit schmeichelhafter Auszeichnung, lud ihn zu Tische und erwies ihm alle die Ehre, die sich regierende Herren gegenseitig erweisen, wenn sie zusammentreffen. Aber noch an demselben Abend ließ er dem Prinzen durch Savary, der ihn zu der Reise nach Bayonne verleitet hatte, wissen, daß die Dynastie der Bourbons nicht länger mehr in Spanien regieren würde, und daß der Prinz sich entschließen müsse, alle seine Rechte auf die Staaten seiner Vorfahren an Napoleon abzutreten.

Buonaparte erklärte sich ausführlicher gegen den Chorherrn Escoiquiz, in der Hoffnung, durch dessen Vermittlung Ferdinand mit dem Loose auszusöhnen, das er ihm unwiderruflich zugedacht hatte. Von den Bourbons sagte er, sie seyen seine und seines Hauses Todfeinde; seine Politik erlaube ihm nicht, dieselben auf dem spanischen Throne zu belassen.

seyen außer Stand, gut zu regieren; und ihm liege Alles daran, daß Spanien fortan gut regiert, daß seinen Beschwerden abgeholfen und die Allianz zwischen ihm und Frankreich auf einer festen Grundlage wieder hergestellt werde. „Der König Karl" sagte er, „ist bereit zu einer solchen Revolution dadurch mitzuwirken, daß er seine Rechte an mich abtritt. Möge Ferdinand dem weisen Beispiele seines Vaters folgen, ich will ihm dafür die Krone von Hetrurien und meine Nichte zur Gemahlin geben. Will er nicht, so unterhandle ich mit König Karl allein, und alles, was Ferdinand erwarten kann, ist, daß ich ihm erlaube, nach Spanien zurückzukehren, wenn es zwischen uns zu Feindseligkeiten kommen sollte."

Escoiquiz rechtfertigte den Aufstand von Aranjuez und verfocht mit vieler Wärme die Sache seines ehemaligen Zöglings. Wenn er Ferdinand in Schutz nehme, sagte er, könne Napoleon die Achtung und die Zuneigung der Spanier gewinnen; aber durch den Versuch, die Nation unter ein fremdes Joch zu beugen, würde er sich dieselbe auf immer zum Feinde machen. Buonaparte wollte das Gewicht dieser Gründe nicht zugeben. Der Adel und die höhern Klassen, sagte er, werden sich, um ihr Eigenthum zu sichern, unterwerfen; einige strenge Bestrafungen werden das gemeine Volk in Ordnung halten. Aber er erklärte, er sey entschlossen, seinen

Plan auszuführen, und sollte es das Leben von 200,000 Menschen kosten. „Die neue Dynastie" entgegnete Escoiquiz, „wird in diesem Falle auf einem Vulkan gesetzt — eine Armee von 200,000 Mann wird nöthig seyn, ein Land voll mißvergnügter Sclaven zu beherrschen." Buonaparte unterbrach den Chorherrn mit der Bemerkung, sie könnten sich nicht über die Grundsätze vereinigen, und sagte, er werde den andern Tag seinen unwiderruflichen Entschluß bekannt machen.

Man muß Napoleon die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er während dieser ganzen, so außerordentlichen Erörterung auch nie im geringsten suchte, seine selbstsüchtige Politik zu beschönigen. „Ich verlange," sagte er, „daß die Bourbons aufhören zu regieren, und daß meine Familie ihnen auf dem Throne Spaniens folge." Er erklärte, es sey dieß das Beste, sowohl für Spanien, als für Frankreich, und daß er die Macht, so wie den Willen habe, seine Absichten durchzusetzen. Nie ist eine gewaltsame und willkührliche Beraubung unumwundener ausgesprochen worden. Auch stritt er in der besten Laune mit Escoiquiz und faßte ihn vertraulich beim Ohr. „Lieber Chorherr", sagte er, „Sie wollen also meine Ansichten nicht theilen?" — „Durchaus nicht," erwiederte Escoiquiz; „ich wünschte im Gegentheil Ew. Majestät zu den meinigen bekehren zu können, sollte es auch auf Kosten meiner

Ohren geschehen," — mit denen in diesem Augenblick Napoleon etwas unsanft umging.

Mit Cevallos gerieth der Kaiser in einen weit heftigeren Streit, denn Buonaparte war eben so hitzig von Temperament, als ruhig und gelassen aus Ueberlegung und aus Politik. Als er hörte, daß Cevallos in einer Erörterung mit seinem Minister Champagny in einem hohen Tone von dem Charakter der Spanier und von dem sprach, was sie bei der Art, wie Ferdinand aufgenommen worden sey, fühlen würden, überließ er sich ganz der Heftigkeit seines Temperaments, und schalt Cevallos einen Verräther, weil er, als ein Diener des alten Königs, nun der Rathgeber seines Sohnes sey, und schloß zuletzt mit der merkwürdigen Erklärung: — „Ich habe mein eigenes politisches System — Sie sollten liberalere Gesinnungen annehmen — weniger empfindlich im Punkt der Ehre seyn — und sich hüten, die Interessen Spaniens einer phantastischen Anhänglichkeit an die Bourbons zum Opfer zu bringen."

Da er Cevallos so unbeugsam fand, als Escoiquiz, so wurde die Unterhandlung, wenn man es von Seiten Ferdinands so nennen konnte, dem Don Pedro de Labrador übertragen. Dieser stellte aber vor allen Dingen die Frage, ob König Ferdinand frei sey, und wenn es sich so verhalte, warum er nicht seinem Lande zurückgegeben werde. Hierauf

gab Champagny zur Antwort, man könne nicht wohl eine solche Rückkehr zugeben, ehe der Kaiser und der König sich verständigt hätten. Cevallos gab seinerseits eine Note ein, worin nach Anführung der Bedingungen, unter welchen F rdinand sich in die Gewalt Napoleons gegeben hatte, dessen Absicht, sogleich abzureisen, erklärt ward. Eine werkthätige Beantwortung dieser Anzeige war, daß die Wachen des Königs und seines Bruders verstärkt wurden, und daß man beide unter strengere Aufsicht nahm. Einer von den Infanten wurde sogar von einem Gensd'armen mit Gewalt angehalten. Man zog ihn zwar dafür zur Strafe; allein der Zorn und die Verzweiflung der Spanier, die sich in des Königs Gefolge befanden, hätten Napoleon belehren können, wie sehr sie die Ehre ihres Landes mit der gebührenden Achtung für ihre königliche Familie verbanden.

Aus allen diesen Versuchen sah Buonaparte, daß Ferdinand und seine Rathgeber sich eben nicht so fügen würden, wie er erwartet hatte, und daß es nothwendig seyn dürfte, den alten König, seine Gemahlin und seine Minister, wie unbeliebt sie auch waren, noch einmal auf diese sonderbare Bühne zu bringen. Er trug daher Murat auf, den alten König, mit der Königin und Godoy unverzüglich nach Bayonne zu schaffen. Die Ankunft Karls machte großes Aufsehen unter den Franzosen zu Bayonne;

sie strömten herbei, um ihn zu sehen und in seiner Person und Haltung den Abkömmling Ludwigs des Vierzehnten zu erkennen. An seinem Aeußern fand man auch nichts auszusetzen. Er hatte ganz den königlichen Anstand und das würdevolle Benehmen seiner Ahnherrn; und ob er gleich der französischen Sprache eben nicht mächtig war, so zeigte doch der seinem Vaterlande entfremdete Monarch bei seiner Zusammenkunft mit Napoleon die ungezwungene Haltung und die edle Miene eines langjährigen Herrschers. Aber es fehlte ihm gar sehr an Muth und Geist. Napoleon fand in Karln, seiner Gemahlin und seinem Minister willige Werkzeuge seiner Politik; denn Godoy betrachtete Ferdinand als seinen persönlichen Feind; die Mutter haßte ihn, wie böse Weiber bekanntlich ihre Kinder hassen, wenn sie sich bewußt sind, die Achtung derselben verwirkt zu haben; und der König, über den Aufstand von Aranjuez noch erbost, ließ sich zu einer unbändigen Wuth gegen seinen Sohn aufreitzen.

Gleich nach seiner Ankunft zu Bayonne erklärte Karl feierlich, seine Abdankung am 20. März sey erzwungen gewesen, und er fordere deßwegen von seinem Sohne die Krone zurück, deren sich dieser mit Gewalt bemächtigt habe.

Zur Erwiederung behauptete Ferdinand, die Abdankung seines Vaters sey zu seiner Zeit ganz freiwillig geschehen, wobei er sich auf die wiederholten

Erklärungen des alten Königs berief. Er erklärte jedoch, daß, falls man ihm und seinem Vater gestatte, nach Madrid zurückzukehren, er bereit sey, vor den versammelten Cortes, als den Vertretern der Nation, den ihm durch die Abdankung seines Vaters gewordenen Rechten zu entsagen.

Karl gab hierauf zur Antwort, er sey in das Lager seines mächtigen Alliirten nicht als ein König in königlichem Glanze, sondern als ein unglücklicher alter Mann gekommen, den man seines königlichen Amtes entsezt habe, dessen Leben sogar durch den strafbaren Ehrgeiz des eigenen Sohnes gefährdet worden sey. Die Zusammenberufung der Cortes verwarf er mit Verachtung. „Die Herrscher," sagte er, „sind verpflichtet, Alles für ihre Völker zu thun, die Völker dagegen haben kein Recht, für sich selbst zu sorgen." Endlich versicherte er seinen Sohn, nur der Kaiser von Frankreich könne Spanien retten, und Napoleon sey entschlossen, Ferdinanden niemals die Ausübung der Königsrechte zu gestatten. An verschiedenen Stellen dieses väterlichen Ermahnungsschreibens beschuldigte Karl seinen Sohn des unter den damaligen Umständen sehr gefährlichen Verbrechens — dem Interesse Frankreichs abgeneigt zu seyn.

Auf dieses Manifest antwortete Ferdinand in eben so kräftigen als ehrerbietigen Ausdrücken, und berief sich, und zwar mit vollem Recht, auf seine gegenwärtige Lage, als auf einen Beweis, wie unbe-

grenzt sein Vertrauen auf Frankreich gewesen sey. Er schloß, daß, da die Bedingungen, die er an die Zurückerstattung der Krone geknüpft, seinem Vater mißfallen hätten, er unbedingt abdanken wolle, nur möge beiden erlaubt werden, wieder in ihr Vaterland zurückzukehren und einen Ort zu verlassen, wo alles, was sie thun möchten, von niemand als eine freiwillige Handlung angesehen werden würde.

Den Tag nach der Ausfertigung dieses Schreibens ward der unglückliche Ferdinand zu seinen Eltern beschieden, bei denen sich auch Napoleon selbst befand. Das Conclave empfing ihn sitzend; und während der König ihn mit den heftigsten Vorwürfen überhäufte, vergaß die Königin (kaum kann man es glauben) in ihrer Wuth so sehr alle Scham und Weiblichkeit, daß sie in Gegenwart ihres Gemahls zu Ferdinand sagte, er sey der Sohn eines andern Mannes. Buonaparte sprach in der Folge mit Abscheu von dieser Scene, und verglich die Königin wegen ihrer Sprache und ihres Betragens mit einer Furie auf der griechischen Bühne. Er versichert, den Prinzen bemitleidet zu haben; aber die Rührung war nicht so stark, daß er sich für ihn verwendet hätte. Durch einen so schrecklichen und zugleich so ekelhaften Auftritt betäubt, bequemte sich endlich Ferdinand zu der Verzichtleistung, die in so ungemessenen Ausdrücken von ihm verlangt wurde. Dies geschah am 6ten Mai 1808. Aber der Urheber dieses Dramas

hatte diesen Zeitpunkt nicht abgewartet, um seine Operationen zu beginnen.

Zwei Tage vor der Abdankung Ferdinands, das ist am 4ten Mai, hatte sein Vater Karl in der Eigenschaft eines Königs, die er doch zu Aranjuez abgelegt, Joachim Murat zum Generallieutenant des Königreichs und Vorstand der Regierung ernannt. Zu gleicher Zeit erschien eine Proklamation, in welcher die Spanier insbesondere und mit vieler Sorgfalt gewarnt wurden, den treulosen Agenten Englands Gehör zu geben, sich nicht von ihnen gegen Frankreich aufwiegeln zu lassen, indem Spanien sein Glück einzig von der Freundschaft des großen Kaisers zu hoffen habe.

An demselben Tage und ohne die Abdankung seines Sohnes abzuwarten, begab sich Karl aller Ansprüche auf Spanien, mit allen dazu gehörigen Königreichen und Besitzungen, zu Gunsten seines Freundes und treuen Alliirten, des Kaisers der Franzosen. Um wenigstens dem Schein nach die äußern Formen einigermaßen zu beobachten, hieß es, die Abtretung geschehe nur unter der außerordentlichen Bedingung, daß die Integrität und Unabhängigkeit des Königreichs behauptet und keine andere Religion, als die katholische in Spanien geduldet werden solle. Endlich wurden alle seit der Revolution von Aranjuez verhängten Confiscationen und Strafen für null und nichtig erklärt. Nachdem Karl durch diese Ar-

tikel die Wohlfahrt, Integrität und Unabhängigkeit seines Königreichs, wie man es nannte, gesichert hatte, sorgte er in den sieben folgenden für sich selbst, für die Königin, für seinen Minister, den Friedensfürsten, und andere Anhänger. Rang, Einkommen, Jahrgelder wurden reichlich gespendet; denn des Königs verschwenderische Freigebigkeit mußte doch einigermaßen erwiedert werden.

Doch war die Entsagung Ferdinands zu Gunsten Napoleons noch immer erforderlich, um das Recht des leztern auf die Krone, die der Vater eigentlich nicht mehr vergeben konnte, gewissermaßen zu ergänzen. Man drang deßhalb sehr in Ferdinand, der sich dabei mit ziemlicher Standhaftigkeit benahm. Allein da er sich ganz in Napoleons Gewalt sah und sich aus dem traurigen Schicksal des Herzogs von Enghien belehren konnte, daß der Kaiser wenig Umstände mit denjenigen mache, die ihm in den Weg zu treten wagten; da ferner seine Rathgeber ihn versicherten, daß keine Verzichtleistung in dem unfreien Zustande, in dem er sich befinde, für ihn oder die spanische Nation verbindlich seyn könne, so gab Ferdinand den Umständen nach, und verstand sich zu einem Abtretungsvertrage, durch welchen er weder das Königreich Hetrurien, noch die Hand einer Nichte Napoleons, noch irgend einen der Vortheile erhielt, die man ihm beim Anfange der Unterhandlungen angeboten hatte. All dies hatte er durch die Zöge=

rung, sich in den Willen des Kaisers zu fügen, verwirkt. Ein sicherer und angenehmer Aufenthalt, der nicht ganz ein Gefängniß seyn sollte, und ein anständiger Jahresgehalt war alles, was Ferdinand zur Entschädigung für sein Erbrecht auf das mächtige Spanien erhalten konnte. Die Infanten, seine Brüder, die dem Vertrage, durch welchen Ferdinand sein Erbrecht verlor, beitraten, wurde eben so auf eine ihrem neuen Verhältnisse angemessene Weise versorgt. Der Palast von Navarra sammt dessen Zubehörden war dem Prinzen zuerst als Aufenthaltsort angewiesen worden; allein später brachte man ihn und seine Brüder, die Infanten, nach Valençay, einem prächtigen Landsitze des berühmten Talleyrand, den man, wie es hieß, durch diese Einquartirung dafür strafen wollte, daß er sich erlaubt hatte über die Art, wie man Spanien behandeln solle, einer andern Meinung zu seyn, als sein Herr. Die königlichen Gefangenen betrugen sich hier nach der ihnen gegebenen Vorschrift, ohne, wie es scheint, an Flucht oder Widerstand zu denken; selbst in dem schrecklichen Kampfe, der im Namen Ferdinands mehr als vier Jahre fortgesezt wurde, gaben sie Napoleon nie einen Grund zu einer strengeren Behandlung und nicht den mindesten Anlaß zu einem Verdacht.

Nachdem man sich solchergestalt mit der königlichen Familie von Spanien auf eine Art abgefunden hatte, mußte der erledigte Thron einer neuen Dy-

nastie, wie Napoleon es nannte, eigentlich aber einer Person angewiesen werden, die in der engsten Verbindung mit ihm stand und ganz von seinem Willen abhing, ungefähr wie die untergeordneten Theilhaber an einem Handungsgeschäft dem Chef des Handelshauses untergeben sind. Zu diesem Zwecke hatte Napoleon seine Augen auf Lucian geworfen, den fähigsten seiner Brüder, der ihn bei der Vertreibung des Rathes der Fünfhundert zu St. Cloud in dem Augenblick, wo er, nach dem Zeugniß der Zuschauer, den Kopf zu verlieren schien, durch seine Geistesgegenwart auf das trefflichste unterstüzt hatte.

Es ist schon frühe bemerkt worden, daß Lucian durch eine Heirath aus Neigung Napoleon beleidigt hatte, und man glaubt, daß er seinerseits die Institutionen und Freiheiten seines Vaterlandes sehr ungern in der Größe eines einzigen Mannes verschwinden sah, obgleich dieser Mann sein Bruder war. Man hatte ihn von Napoleon sagen hören, „jedes seiner Worte, jede seiner Handlungen sey durch sein politisches System bedingt," und „dieses System beruhe ganz und gar auf einem Egoismus." Selbst durch das Anerbieten des Königreichs Spanien ließ sich Lucian nicht verleiten, seine bisherige Stellung aufzugeben, in welcher er sein reiches Einkommen auf den Erwerb von Gemälden und Kunstschätzen verwendete und seine Muße mit literarischen Versuchen ergözte. Als Buonaparte diese abschlägige

Antwort von Lucian erhielt, beschloß er, seinen ältesten Bruder, Joseph, von dem Throne von Neapel zu berufen, wo er, ein Italiener, bekannt mit der Sprache und den Sitten des Landes, ziemlich beliebt war, und ihm ein Königreich zu verleihen, das weit schwerer zu meistern und zu regieren war. Joachim Murat, Großherzog von Berg, wie man ihn nannte, damals Befehlshaber der Armee in Madrid, sollte Joseph auf dem erledigten Throne von Neapel ersetzen. Man hat behauptet, die betheiligten Parteien seyen mit der ihnen bei diesem Gaukelspiel beschiedenen Rolle in gleichem Grade unzufrieden gewesen. Murat glaubte wegen seiner militärischen Talente des Thrones von Spanien würdig zu seyn, und Joseph, der nicht so ehrgeizig war und die Ruhe einem weiten Gebiete vorzog, würde sich gerne mit dem weniger bedeutenden Königreiche Neapel begnügt haben. Allein Napoleon war nicht gewohnt, in dem, was er einmal beschlossen hatte, auf die Konvenienz Anderer Rücksicht zu nehmen; er berief Joseph zu sich nach Bayonne und ließ ihm auf dem Wege dahin bedeuten, keine weiteren Umstände zu machen und zu thun, wozu man ihn angewiesen. Nun wurden Napoleons Absichten der Welt verkündet und die Notabeln aus ganz Spanien einberufen, um den neuen Monarchen anzuerkennen und sich über die Verfassung zu berathen, nach welcher Spanien fortan regiert werden sollte.

Der Versammlungsort war zu Bayonne, der Tag der Zusammenberufung der 15te Juni, und der Gegenstand, der den Notabeln zur Berathschlagung vorgelegt wurde, war die Regeneration Spaniens, welche unter den Auspicien Napoleons vor sich gehen sollte.

Aber es hatten sich in diesem Königreiche Dinge zugetragen, die anzudeuten schienen, daß der Preis, über den Buonaparte so ganz nach Gefallen verfügte, noch nicht in seiner Gewalt war und vielleicht nie darein kommen würde. Durch beispiellosen Verrath hatte er allerdings bereits alle die Vortheile erhalten, die sonst nur der Preis ehrenvoller Siege, durch die er seine Feinde zu Boden geworfen, waren. Er hatte sich der Hauptstadt mit einer Armee von 40,000 Mann bemächtigt. Die Grenzfestungen waren in seiner Gewalt und sicherten seine Verbindungen mit Madrid; die Truppen der spanischen Monarchie standen entweder unter seinen eigenen Fahnen in entlegenen Ländern, oder lagen in ganz Spanien zerstreut. Dieselben Vortheile hatte er sich früher durch die Schlacht von Austerlitz über Oesterreich, durch die Schlacht von Jena über Preußen verschafft, und dadurch in beiden Staaten seinen Willen durchgesezt. Und doch hatte er in beiden Fällen nicht, wie jezt zu Bayonne, sich der Mitglieder der königlichen Familie bemächtigt, oder dieselben zu Organen seines gebietenden Willens gemacht, so daß, besonders in

diesem wichtigen Punkte, er gegen Spanien in größerem Vortheil war, als er gegen irgend ein anderes Land je gewesen. Dagegen trug Spanien solche Elemente des Widerstandes in seinem Schoß, die sich noch in keinem andern Lande auf dieselbe Weise zusammengefunden hatten.

Fünftes Kapitel.

Sittlicher Zustand der spanischen Nation. — Der Adel. — Der Mittelstand. — Die untern Klassen. — Heftiger Unwille des Volks gegen die Franzosen — Aufstand zu Madrid am 2ten Mai, wobei viele Franzosen umkommen. — Murat verkündet eine Amnestie, läßt aber demungeachtet mehr als zweihundert spanische Gefangene umbringen. — König Karl ernennt Murat zum Generallieutenant des Königreichs. — Ferdinands Abdankung wird bekannt gemacht. — Murat legt dem Rathe von Castilien den Plan zur Regierung vor; aus verschiedenen Gegenden Spaniens gehen Unterwerfungsversicherungen an Buonaparte ein. — Die Notabeln werden auf den 15ten Juni nach Bayonne berufen. — Ein Geist der Widersezlichkeit erwacht in ganz Spanien.

Die Regierung von Spanien, ein abgenützter Despotismus, in den Händen einer äußerst geistesschwachen Familie, war eine der schlechtesten in Europa; der Adel im Ganzen genommen (denn es gab ehrenvolle Ausnahmen) schien nicht weniger entartet. Die blutschänderische Sitte, in den nächsten Verwandtschaftsgraden zu heirathen, hatte mit ihren gewöhnlichen Folgen, der Körper- und Geistesschwäche, lan-

schon unter demselben geherrscht. Die jungen Edelleute wurden von Pfaffen erzogen und von diesen nur so weit unterrichtet, als es sich mit der katholischen Frömmelei vertrug; nach der Sitte des Landes in frühzeitige Genüsse eingeweiht, hörten sie auf, Kinder zu seyn, ohne an Geist und Körper zu Jünglingen zu erstärken.

Die mittlern Stände in den Städten und diejenigen, die sich auf die Wissenschaften legten, waren nicht in demselben Maße durch Aberglauben und Ueppigkeit entmannt. Sie hatten häufig eine gute Erziehung genossen, und erhoben sich über die Frömmelei, die ihnen die Pfaffen beizubringen suchten; indem sie aber die Kehrseite des Schlechten für das Gute hielten, waren manche aus diesen Volksklassen vollendete Skeptiker geworden, hatten alle religiösen Ideen verworfen, die sie, besser unterrichtet, nicht mit dem Aberglauben verwechselt haben würden, und manche jener Lehren angenommen, die zu Anfang der Revolution in Frankreich so vorherrschend waren.

Die untern Volksklassen in Spanien, besonders auf dem Lande, standen ungefähr noch auf derselben Stufe, wie ihre Vorfahren unter der Regierung Karls des Fünften. Sie kümmerten sich wenig um das Treiben der Regierung, das, so abscheulich es auch war, doch zunächst ihre Genüsse nicht verkümmerte. Sie standen so tief, daß sie nicht persönlich unterdrückt werden konnten; und da der Staatsaufwand

aus dem Ertrage der amerikanischen Provinzen bestritten wurde, so wußten die spanischen Bauern fast nichts von den Bedrückungen der Steuereinnehmer. In einem herrlichen Klima, wo der Boden bei der geringsten Arbeit mehr erträgt, als der Bauer zu seinem Unterhalte bedarf, war äußerste Anmuth eben so selten, als schwere Arbeit. Nüchterne Mäßigkeit war noch immer ein Hauptzug in dem Karakter des Spaniers, der seinen behaglichen Zustand der Erweiterung seiner Genüsse vorzog, und sein trocken Brod und seine Zwiebeln lieber in Ruhe genießen, als strenger arbeiten wollte, um sich eine bessere Kost zu verdienen. Aber troz seiner Indolenz unterzog er sich doch zuweilen den größten Anstrengungen, und obgleich träge zur Feldarbeit, zeigte der Spanier doch auf der Reise durch die weiten Ebenen und in den Gebirgen seines Landes eine ganz unerschöpfliche Kraft; am Ende einer beschwerlichen Tagreise war ihm der Tanz oftmals eine willkommene Erholung, die er dem Schlafe vorzog. Unter dem Landvolke gab es manche Klassen, z. B. Schäfer, Maulthiertreiber, Krämer, die ein wanderndes Leben führten und wegen der Unsicherheit der Straßen Waffen zu tragen pflegten. Aber auch die eigentlichen angesessenen Bauern genoßen die Vortheile des civilisirten Zustandes um einen wohlfeilern Preis, als die Bauern in andern weniger patriarchalischen Ländern. Die wenigen und einfachen Rechte des Spaniers standen unter dem

Schutze des Alcalden oder seines Dorfrichters, bei dessen Ernennung er gewöhnlich eine Wahlstimme hatte und dessen Entscheidung in den meisten Fällen ihm genügte. Fühlte sich aber der Einzelne unterdrückt, so hing er seinen Mantel um, nahm sein Schwert und Schießgewehr und flüchtete sich, nachdem er wegen des wirklichen oder vermeintlichen Unrechts, das ihm wiederfahren, Rache genommen, in eine der vielen Wüsten der Halbinsel, wo er sich an eine der zahlreichen Banden von Schmugglern und Geächteten anschloß, die sich dort herumtrieben, ohne deßwegen in seiner gewohnten Lebensweise irgend eine bedeutende Veränderung vornehmen zu müssen.

Wie der Spanier zufolge seiner Lebensweise zum Soldaten taugte, so ließ er sich auch gerne als einen solchen gebrauchen. Mit so vielen andern Eigenheiten seiner Vorfahren behielt er auch viel von dem castilischen Stolze bei, der sich sowohl in den Tugenden, als in den Fehlern seiner Nation zeigt. In den Stunden seiner Muße mochte er gern an den Ruhm seiner Väter denken. Mit ihren Kämpfen gegen die Mauren, ihren glänzenden Eroberungen in der neuen Welt, ihren langen Kriegen mit Frankreich war er vertraut; wenn der neuere Castilier bei der Vergleichung seiner eigenen Zeit mit der vergangenen fand, daß Spanien in Europa nicht mehr auf derselben hohen Stufe stehe, wie vormals, so trug er doch das Bewußtseyn in seiner Brust, daß das

spanische Volk hieran keine Schuld habe. Die gegenwärtige Krisis gab dem natürlichen Muthe und dem Patriotismus der Spanier einen neuen Stachel, weil das Joch, mit dem sie sich bedroht sahen, ihnen von Frankreich aufgebürdet werden wollte, d. h. von demselben Volke, dem sie durch ihren Nationalkarakter so sehr entfremdet wurden, daß gegenseitiger Haß und Verachtung zwischen beiden Völkern Statt fand. Es gibt in der That keinen größern Kontrast, als derjenige zwischen dem stattlichen, ernsten, rom tischen, arbeitsscheuen, strengrechtlichen Spanier, und dem lebhaften, rührigen und spöttischen Franzosen, der seine Zwecke unermüdlich verfolgt und in der Wahl seiner Mittel mehr Klugheit als Rechtschaffenheit zeigt. Auch die Bigotterie der Spanier fand ihren Gegensaz an dem höhnenden und zugleich auf Proselyten ausgehenden Skepticismus, durch welchen sich Frankreich in der neuern Zeit ausgezeichnet hat.

Um uns kurz zu fassen, die Spanier, deren Nationalstolz so leicht verlezbar ist, besonders durch die Eingriffe einer Nation, auf die sie eifersüchtig sind, mußten im höchsten Grade zum Widerstande und zur Rache aufgereizt werden, durch die hinterlistige und tückische Weise, mit der man ihre Truppen aus dem Lande gezogen, ihre Grenzfestungen und ihre Hauptstadt genommen, und ihre königliche Familie entführt hatte, und zwar im Namen und auf das

Geheiß eines Alliirten, der eine so unerhörte Gewaltthat auch nicht durch den geringsten Vorwand beschönigen konnte.

So geartet und so tief beleidigt konnten die Spanier ihre Entrüstung nicht lange zurückhalten. Mit finsterm Argwohn hatten die Bürger von Madrid die Ereignisse gesehen, die auf Ferdinands unvorsichtige Reise nach Bayonne gefolgt waren. Allmählig war beinahe die ganze übrige königliche Familie nach demselben Orte gebracht worden, so wie auch Godoy, den das Volk als Staatsverbrecher bestraft wissen wollte. Das Volk nahm mit jedem Tage größern Antheil an dem Schicksale der in Madrid noch anwesenden Mitglieder der königlichen Familie, nämlich: der Königin von Hetrurien und ihrer Kinder, des Infanten Don Antonio, Bruders des alten Königs, und des Don Francisco, des jüngsten Bruders von Ferdinand.

Am lezten April legte Murat dem Don Antonio, der bis dahin dem Namen nach Mitglied der Regentschaft gewesen war, einen Befehl vor, nach welchem die Königin von Hetrurien mit ihren Kindern nach Bayonne geschafft werden sollte. Dies gab Anlaß zu einigen Erörterungen, und da die Sache ruchbar wurde, so schien das Volk entschlossen, nicht zu dulden, daß der noch übrige Theil der königlichen Familie denselben Weg einschlage, auf welchem, als führte er in die Höhle des Löwen in der Fabel, keine Spur eines Zurückkommenden zu entdecken war. Die

Nachrichten von dort lauteten nach und nach immer ungünstiger für die Freunde Ferdinands, und der Kurier, der jede Nacht von Bayonne anzukommen pflegte, wurde am Abend des 30sten Aprils ängstlich erwartet, da er wahrscheinlich bestimmte Nachrichten über Napoleons Vorhaben mit seinem königlichen Gast bringen würde. Es kam aber kein Kurier, und das Volk ging für diesen Abend sehr düster und unzufrieden aus einander. Am nächsten Tage (am 1sten Mai) war am Sonnenthor auf dem Postplatze ein großes Gedränge von Männern, die sehr verdächtig aussahen, und die, wie es hieß, unter ihren Capas oder langen Mänteln, Waffen trugen. Die französische Besatzung trat sofort unter das Gewehr, aber auch dieser Tag verging ohne Blutvergießen.

Am 2ten Mai sah es auf den Straßen eben so düster und drohend aus. Die Menge, welche dieselben füllte, war in großer Bewegung, weil es hieß, daß die noch übrigen Glieder der königlichen Familie entfernt werden sollten; sie sah auch wirklich, wie die Königin von Hetrurien, ihre Kinder und Don Francisco, Ferdinands jüngster Bruder, in den Wagen gebracht wurden. Lezterer, ein vierzehnjähriger Knabe, schien sein Schicksal zu fühlen, denn er weinte bitterlich. Bei diesem Anblick brach die Wuth des Volks aus; es ging auf einmal und von allen Seiten auf die französischen Truppen los. Es fielen viele Franzosen unter den langen Messern der Spa-

nier, die sich dieser Waffe mit schrecklicher Gewandtheit zu bedienen wissen.

Murat zog Truppen in die Stadt, um die Folgen dieses schon lange erwarteten Aufstandes zu unterdrücken. Die Straßen wurden durch Kartätschenschüsse und durch Reiterangriffe gesäubert; aber die Bürger von Madrid begriffen erst nach einem drei= bis vierstündigen Gefechte, daß sie nichts ausrichten konnten. Um die Mittagsstunde bemühten sich einige Mitglieder der spanischen Regierung, in Gemeinschaft mit dem besser gesinnten Theile der französischen Generale, besonders mit General Harispe, die Fechtenden aus einander zu bringen; und so wurde endlich der seltsame Kampf eingestellt, den ein fast unbewaffneter Haufe gegen die Blüte der französischen Armee so lange und mit solcher Wuth bestanden hatte.

Es ward jezt eine allgemeine Amnestie verkündet, aber Murat ließ demungeachtet nicht wenige Spanier, die man in dem Handgemenge aufgegriffen hatte, hinrichten. Es wurden ihrer je vierzig bis fünfzig auf einmal erschossen; und da die Einwohner in dieser Schreckensnacht ihre Häuser beleuchten mußten, so konnte man die Todten und Sterbenden wie am hellen Mittag auf dem Pflaster hingestreckt sehen. An den zwei oder drei folgenden Tagen fanden neue Hinrichtungen Statt, wahrscheinlich mit einer sorgfältigeren Auswahl der Schlachtopfer, indem die Insurgenten jezt durch französische Kriegsgerichte ver=

urtheilt wurden. Die Zahl der auf diese Weise hingerichteten Bürger, soll sich wenigstens auf zwei- bis dreihundert belaufen haben. Am 5. Mai erließ Murat eine Proclamation, und ließ von seiner Strenge nach.

Diese Krisis war äußerst heftig gewesen, vielleicht heftiger als irgend eine, in der sich die Franzosen, zufolge einer ähnlichen Veranlassung, je befunden; allein man hatte derselben so schnell entgegen gewirkt, und sie mit so vielem Nachdruck gedämpft, daß Murat wohl glauben mußte, ein solches Beispiel der Strenge würde genügen, um ähnlichen Auftritten vorzubeugen. Die Bürger von Madrid enthielten sich auch in der Folge wirklich eines so zwecklosen Widerstandes; durch den ersten Schlag wie ein Schlachtochse betäubt, ließen sie geschehen, was sie nicht hindern konnten, ohne sich zu widersetzen, aber auch ohne sich zu unterwerfen.

Die Nachrichten drängten sich jetzt auf einander und waren insgesammt darauf berechnet, denjenigen, die Rang und Titel zu verlieren hatten, Gehorsam einzuschärfen. Don Antonio begab sich auf den Weg nach Bayonne, und am 7. Mai erschien zu Madrid ein Manifest, worin der alte König Karl, Murat zum Generallieutenant des Königreichs ernannte. Die weniger erwartete und weit auffallendere Abdankung des Sohns ward nach diesem Manifeste bekannt gemacht; eine Proklamation von ihm und den

Infanten Don Carlos und Don Antonio empfahl, jeden Widerstand aufzugeben und der unwiderstehlichen Macht Frankreichs unbedingten Gehorsam zu leisten.

Hierauf legte Murat den Plan der künftigen Regierung dem Rathe von Castilien vor, der zuerst in einer schmeichlerischen Zuschrift, und dann durch eine aus seiner Mitte nach Bayonne abgeschickte Deputation über die Wiedergeburt der spanischen Monarchie frohlockte, welche er durch die Thronbesteigung eines Verwandten des großen Napoleon's verbürgt sah. Andere bedeutende Behörden wurden zur Einsendung ähnlicher Zuschriften vermocht; selbst die Hauptstadt Madrid, deren Straßen noch mit Bürgerblut befleckt waren, verstand sich zu einer Beglückwünschungsadresse. Durch einen Aufruf von Murat, dem Generallieutenant des Königs Karl, und durch einen andern von Buonaparte, dem der schwache König die höchste Gewalt übertragen hatte, wurden die Notabeln des Königreichs auf den 15. Juni nach Bayonne beschieden, und in denjenigen Orten, die zunächst unter dem Einfluß der französischen Armee standen, schickten sich die Berufenen bereits an, diesem Rufe Folge zu leisten.

Die Nachricht von dem Aufstande zu Madrid am 2. Mai hatte sich indessen schnell wie ein elektrischer Schlag in die entferntesten Provinzen des Königreichs verbreitet und allenthalben den heftigsten

Geist des Widerstandes gegen die Angreifer geweckt. Ein Kriegs- und Rachegeschrei erhob sich in allen Provinzen zumal; und die Bewegung war so allgemein und gleichzeitig, daß sich der allgemeine Wille über alle Nachtheile hinwegzusetzen schien, die aus der überraschenden Plötzlichkeit des Ereignisses entstehen konnten.

Die Besetzung von Madrid würde die Erhebung der spanischen Nation weit mehr gehemmt oder gestört haben, wäre das Verhältniß dieser Hauptstadt zu dem ganzen Lande dasselbe gewesen, wie dasjenige der andern europäischen Hauptstädte zu den betreffenden Ländern, insbesondere wie das Verhältniß von Paris zu Frankreich. Allein Spanien besteht aus mehreren abgesonderten Provinzen, die vordem eben so viele besondere Königreiche waren, und nach ihrer durch Vererbung, Verträge oder Eroberungen bewirkten Vereinigung unter einem und demselben Herrscher ihre besondern und eigenthümlichen Gesetze fortwährend beibehalten haben, und bei einer gemeinschaftlichen Nationalphysiognomie sich durch gewisse Schattirungen noch immer von einander unterscheiden. Biscaya, Galicien, Catalonien, Andalusien, Valencia hatten, wie andere kleinere Gebietstheile Spaniens, jedes seine Hauptstadt, seine besondere Regierung und seine eigenen Widerstandsmittel, wenn auch Madrid verloren war. Der patriotische Geist flammte in allen Theilen

Spaniens zumal auf, nur da nicht, wo die Franzosen starke Besatzungen hatten, obgleich auch dort die Gesinnung des Volks sich deutlich kund gab. Der Aufruf zum Widerstand ging zuerst von den unteren Volksklassen aus. Wenn nun die natürlichen Anführer und Vorgesetzten dieser Klasse sich offen für dieselbe Sache erklärten, so blieben die Insurgenten in ihrer gewohnten Botmäßigkeit, und die durch die Umstände gebotenen Maßregeln wurden alsdann mit der größten Einmüthigkeit beschlossen und ausgeführt. Wo aber die Gewalthaber sich den Wünschen des Volks entgegensezten, oder durch Ausflüchte und Aufschub ihren Patriotismus verdächtig machten, da brach das Volk in Wuth aus, und ließ sich durch seine Rachsucht zu den blutigsten Gewaltthätigkeiten hinreißen. Zu Valencia insbesondere hetzte ein schlechter Pfaffe, Namens Calva, ehe noch der Aufstand recht eingeleitet war, den Pöbel zur Ermordung von mehr als 200 Franzosen auf, die sich in der Stadt befanden und deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie Franzosen waren. Eben so wurde der Gouverneur von Cadix, Don Solano, von dem Volke, das ihm nicht traute, ermordet; ähnliche blutige Auftritte fanden zu Anfang der Insurrection auf verschiedenen Punkten der Halbinsel Statt.

Aber mitten unter diesen Ausbrüchen der Volkswuth zeigte sich auch viele Besonnenheit und Klug=

heit. Zum Behuf der Vertheidigung wurden die rechten Maßregeln ergriffen. Die höchste Gewalt in jedem District übertrug man einer Junta, oder einem, größtentheils mit vieler Einsicht gewählten Ausschusse. Diese Behörden waren in ihren betreffenden Bezirken von einander unabhängig; aber alle stunden mit einander in einem freundschaftlichen Verkehr, und zufolge einer gemeinschaftlichen Uebereinkunft führte die Junta von Sevilla, der größten und reichsten Stadt nach Madrid, gewissermassen unter ihnen den Primat, da es sich fügte, daß die jeweiligen Häupter derselben größtentheils rechtschaffene und talentvolle Männer waren.

Diese provisorischen Junten gingen sehr kräftig zu Werke. Die Reichen wurden zu patriotischen Gaben aufgefordert; die Geistlichkeit wurde ersucht, das entbehrliche Kirchengeräthe in die Münze zu schicken; den Armen wurde angesonnen, in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger zu treten oder an der Herstellung der nöthigen Festungswerke zu arbeiten. All dieses geschah mit dem besten Willen. Die spanischen Soldaten schlugen sich, wo sie auch waren, durchaus auf die Seite ihres Vaterlandes, und schon in den ersten Tagen der Insurrection zeigte sich die ganze Nation zu einem allgemeinen und dauernden Widerstande bereit. Jetzt müssen wir auch sehen, was Napoleon that.

Jene Krise, über die Buonaparte in sein-

prophetischen Schreiben an Murat sich mit so vieler Besorgniß geäußert hatte — des Krieges, der so lange kein End finden konnte — hatte am 2. Mai in den Straßen von Madrid seinen Anfang genommen, und die Niederlage der Einwohner war mit denen hierauf von Murat befohlenen Hinrichtungen das Signal zu einem Aufstande geworden, der bald die bereits angegebene Höhe erreichte.

Die Kunde davon kam am 5. Mai nach Bayonne, gerade an demselben Tage, an welchem der alte schwache König seine königlichen Rechte an Napoleon abtrat; und der Umstand, daß Blut geflossen, war ein neuer Grund, diese Abtretung von Ferdinand bestätigen zu lassen. Die ganze Verhandlung unverzüglich ins Reine zu bringen, ein Recht zu erwerben, dessen er sich als eines Vorwandes bedienen konnte, um von seiner überlegenen Macht und seiner trefflichen Armee Gebrauch zu machen, ward jezt für Napoleon die dringendste Aufgabe; auch versichert uns Cevallos, daß er, um Ferdinands Widerspruch zu beschwichtigen, eine höchst gebieterische Sprache geführt und ihm keine andere Wahl gelassen habe, als entweder zu sterben, oder in das, was man von ihm verlangte, einzuwilligen. Der französische Kaiser erreichte, wie wir bereits gezeigt haben, seine Absicht, und er that nun in dieser Sache den lezten Schritt, ohne zu bedenken, daß das spanische Volk bei der Veränderung seiner Dynastie

betheiligt sey, und überall die Waffen ergriffen habe, um sich derselben zu widersetzen.

Dem französischen Publikum wurde der Aufstand von Madrid blos als ein Ausbruch der Unbotmäßigkeit des Volks geschildert, obgleich man, wahrscheinlich um Schrecken zu verbreiten, die Zahl der gefallenen Spanier von einigen Hunderten bis auf einige Tausende steigerte, welche, „die schlechtesten Subjecte in ganz Madrid" gewesen seyn sollen, und deren Vertilgung, wie es hieß, ein Gegenstand der Freude für alle guten Bürger war. Ueber die noch furchtbareren Aufstände in ganz Spanien beobachtete der Moniteur dagegen ein tiefes Stillschweigen. Es schien als ob die französischen Truppen überall von dem spanischen Völke als Befreier aufgenommen worden seyen, und als ob die stolze Nation, die so viele Jahrhunderte des Ruhms aufzuweisen hatte, ihr Loos von der Willkühr des französischen Kaisers mit der nämlichen Unterwürfigkeit erwarte, welche die kleinmüthigen Republiken von Venedig und Genua gezeigt hatten.

Buonaparte ging von diesem Plane der Verheimlichung nicht ab und schien sogar von dem, was er dem Publikum zu verbergen suchte, selbst keine Kenntniß zu nehmen. Wir haben bereits von jenen Notabeln gesprochen, die er als Vertreter der spanischen Nation behandelte; obgleich sie, von einem auswärtigen Fürsten berufen, in einem fremden

Lande zusammentraten, und durchaus keine gesetzliche Vollmacht hatten, auch nur über die Rechte des unbedeutendsten spanischen Dörfchens zu verfügen. Joseph, der am 5. Juni zu Bayonne ankam, wurde von diesen willfährigen Leuten anerkannt; er empfing ihre Huldigung, geruhte, ihre neue Verfassung zu garantiren, und versprach Spanien alles Heil; in Beziehung auf die in Spanien bestehende Unzufriedenheit begnügte er sich zu sagen: er wolle von den nähern Umständen dieser vorübergehenden Störungen gar nichts hören.

Endlich hielt es Napoleon, der diese willfährige Versammlung zusammenberufen hatte, für angemessen, derselben, ehe sie in ihr Vaterland zurückkehrte, Audienz zu ertheilen. Man behauptet, er sey eines Possenspiels müde gewesen, dem einige Bedeutung oder Folge zu geben, nur Wenige aufgelegt waren. Wenigstens war er von dem Bewußtseyn, daß seine wirkliche Stellung eine ganz andere sey, als er glauben machen wollte, so sehr ergriffen, daß er bei dieser Gelegenheit seine gewöhnliche Geistesgegenwart verlor, sich verlegen zeigte, und von Zeit zu Zeit einige Phrasen wiederholte, die weder Sinn hatten, noch zur rechten Zeit angebracht waren; und daß er endlich mit einem kurzen Abschied seine Zuhörer entließ, die nicht weniger überrascht waren, als sie sahen, wie sehr die Ueberzeugung, ein schlechtes Spiel zu spielen, die Keckheit seiner Behauptungen

ver=

vermindert und den Strom seiner Beredsamkeit gehemmt habe.

Hierauf schieden die Brüder von einander; Joseph bereitete sich, die ihm durch seinen Bruder gewordene neue Bestimmung anzutreten, während Napoleon in die Hauptstadt seines vergrößerten Reichs zurückkehrte. Jener reiste nicht schnell und auch nicht weit, obgleich der Moniteur von nichts zu sagen wußte, als von der Freude, mit der ihn die Spanier empfangen hatten, und von Serenaden, die sie vom Abend bis zum Morgen unter den Fenstern ihres neuen Herrschers auf der Guitarre hören ließen. Er vernahm in Wahrheit ganz andere, weit ernstere Töne. Die Nachrichten von dem Aufstande, die auf der Nordseite der Pyrenäen nicht recht, und nur ungern gehört wurden, drangen sich immer lauter und unabweisbarer auf, je näher der eingedrungene König dem Schauplatze seiner beabsichtigten Usurpation kam. Er befand sich in der Lage des Jägers, der den Tiger in seiner Gewalt und in den Netzen gefangen glaubt, und nun mit Bestürzung gewahr wird, daß er frei und bis zur Wuth gereizt ist. Da Joseph durchaus kein militärisches Talent hatte, so hielt man es für angemessen, daß er einstweilen in Vittoria bleibe, bis ihm die Generale seines Bruders seine Reise nach der Hauptstadt gesichert haben würden. Es ist merkwürdig, daß dieselbe Grenzstadt, die sein Zaud-

bei dem ersten Beginnen seiner Unternehmung sah, auch der Zeuge des unglücklichen Ausgangs derselben war, zufolge der entscheidenden und lezten Niederlage, die er im Jahre 1813 dort erlitt.

Weder Zweifel noch Ahndungen begleiteten die Rückkehr Napoleons nach Paris. Die Franzosen waren durch die neue glänzende Erwerbung, die durch die zu Madrid getroffenen Maßregeln ganz gesichert schien, viel zu sehr geblendet, als daß sie die Gerechtigkeit der Sache hätten untersuchen können. Die Vereinigung Frankreichs und Spaniens unter verwandten Monarchen hatte man schon lange für ein Meisterstück der Politik Ludwigs des Vierzehnten gehalten; und die Franzosen sahen nun dieselbe verwirklicht, auf den bloßen Wunsch jenes wunderbaren Mannes, der Frankreich über alle Länder der Welt erhoben hatte, und der, was er zu dessen Vergrößerung ersann sofort auch auszuführen wußte.

Buonaparte hatte in der That den größtmöglichen Gebrauch von jener Kunst gemacht, die, wie er sagte, dem Direktorium abging, von der Kunst nämlich, auf die Einbildungskraft der Franzosen zu wirken, und dieselbe zu bestechen. Er hatte das Nationalgefühl in dieser Hinsicht so gespannt, daß es jeden Ton, den er hören wollte, von sich gab. Die Liebe zum Nationalruhm, an und für sich etwas Preiswürdiges, artet in einen Fehler aus, wenn sie sich auf Erfolge gründet, die durch Mittel bewirkt wer-

den, welche sich mit Ehre und Rechtlichkeit nicht vertragen. Diese mißlichen Züge des Bildes stellte er, wie ein gewandter Gemäldehändler, absichtlich in Schatten, um das volle Licht auf diejenigen fallen zu lassen, worin sich die vermehrte Größe und Glückseligkeit Frankreichs aussprach. Die Nation, die gern ihr eigenes Lob hörte, begnügte sich mit den Augen ihres Herrschers zu sehen; und in keiner Periode seines Lebens schien Buonaparte so ganz der Stolz und die Bewunderung Frankreichs zu seyn, als bei seiner Rückkehr von Bayonne, wo er durch sein Haschen nach der spanischen Krone ein großes Verbrechen und zugleich eine große Thorheit begangen hatte.

Der Schein eines glänzenden Erfolgs that indessen seine gewöhnliche Wirkung auf die Menge. Auf seiner Rückreise über Pau, Toulouse, Montauban und andere Städte in jener Gegend wurde der Kaiser mit den Ehrenbezeugungen aufgenommen, die einem Halbgott gebühren. Ihre alterthümlichen und finsteren Straßen waren mit Lorbeeren überwölbt und mit Blumen bestreut, die Häuser von Außen mit Teppichen, reichen Tapeten und prächtigen Malereien behangen; die Bevölkerung strömte dem Kaiser entgegen, die Maires und die Präfecten konnten kaum Worte finden, um die herrschende Bewunderung Napoleons gehörig auszudrücken. Bordeaux allein bot einen melancholischen und düstern Anblick. Aber Nantes und die Vendée so ausgezeichnet durch

ihre Treue gegen die Bourbons, schienen in das allgemeine Gefühl der Zeit einzustimmen; die ganze Bevölkerung dieser Länder kam, um den Mann zu begrüßen, der mit starker Hand den lezten noch blühenden Zweig dieses berühmten Hauses vom Throne gerissen hatte. Die Götter, sagt ein heidnischer Dichter, bestrafen oftmals die Thorheit der Sterblichen dadurch, daß sie ihnen ihre unbesonnenen Wünsche gewähren. In dem vorliegenden Falle konnten diejenigen, die sich über die Erweiterung des französischen Reiches durch die Erwerbung Spaniens freuten, freilich nicht voraussehen, daß sie einer Million Franzosen das Leben kosten würde; und der Mann, der ihre Glückwünsche empfing, ahndete nicht, daß er unter seinen eigenen Füßen die Mine gegraben hätte, die sein Verderben bereiten sollte.

---

ihre Treue gegen die Bourbons, schienen in das allgemeine Gefühl der Zeit einzustimmen; die ganze Bevölkerung dieser Länder kam, um den Mann zu begrüßen, der mit starker Hand den lezten noch blühenden Zweig dieses berühmten Hauses vom Throne gerissen hatte. Die Götter, sagt ein heidnischer Dichter, bestrafen oftmals die Thorheit der Sterblichen dadurch, daß sie ihnen ihre unbesonnenen Wünsche gewähren. In dem vorliegenden Falle konnten diejenigen, die sich über die Erweiterung des französischen Reiches durch die Erwerbung Spaniens freuten, freilich nicht voraussehen, daß sie einer Million Franzosen das Leben kosten würde; und der Mann, der ihre Glückwünsche empfing, ahndete nicht, daß er unter seinen eigenen Füßen die Mine gegraben hätte, die sein Verderben bereiten sollte.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scott, Walter,

Leben von Napoleon Buonaparte, Kaisers von Frankreich mit einer Übersicht der französischen Revolution

Bd.: 17

Stuttgart (1827)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 7307 -16/20
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11236496-4